



ZEITTUNNEL

IN DEN HEXENWAHN

Erzählung

Winfried Paarmann

Goldwaage-Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Jutta Timmermans

Goldwaage-verlag@freenet.de

ISBN 978-3-9814815-1-8

Grenzgeschichten

Seit Jahren sammle ich, so oft ich unterwegs bin, ungewöhnliche Geschichten. Sobald ich sie in allen wichtigen Punkten vornotiert habe, finden sie in einer Mappe und einem kleinen Eckschrank, der drei obere Schubladen nebeneinander hat, zunächst ihre Ruhezeit, manchmal auch eine lange Schlafzeit. Spüre ich den Drang, eine der Schubladen zu öffnen und in den Mappen zu blättern, so mache ich unterschiedliche Entdeckungen: Manche der vornotierten Geschichten haben sich verwandelt, manche sind weitergewachsen wie sich andere auf einen Kern des Wesentlichen reduziert haben, wieder andere zeigen mir, dass sie mit einer anderen vornotierten Geschichte zusammengehören und erst so ein geschlossenes Ganzes bilden. Wie einige mich erkennen lassen, dass sie eine Ruhezeit eigentlich kaum gebraucht hätten und nur mit den noch fehlenden Worten ausgefüllt werden müssen; dass sie mir also schon in fast fertiger Form begegnet sind. Und bei wieder anderen spüre ich, dass sie ihren Schlaf noch lange schlafen müssen, dass es vielleicht sogar besser ist, sie gar nicht daraus zu wecken. Sie werden immer nur mir gehören.

Jede Geschichte hat ihre eigene Geschichte der Entstehung.

Habe ich früher einmal nach Geschichten mit Neugier, manchmal auch mit Ungeduld gesucht, so stellte sich zunehmend der Eindruck ein, es sind die Geschichten selbst, die mich suchen. Es braucht nichts als das offene Ohr – und es wird eine Mem-bran, die vibriert unter dem Strom der Geschichten, die die Zeit selbst heranträgt. So weit es bereit ist, auch offen zu sein für das zunächst Ungewöhnliche, Sonderbare, vielleicht auch Befremdliche, desto mehr werden auch solche Geschichten freundlich „anklopfen“: Geschichten, die unser übliches Denken auf ungewöhnliche Weise herausfordern.

Das „Sonderbare“ und „Verwunderliche“ hat manchmal eine Innenseite, die eine eigene innere Logik und Stimmigkeit offenbart. Und uns vielleicht hinweist auf eine Wirklichkeit, die umfassender ist, als was wir üblicher Weise „Realität“ nennen. Ist doch umgekehrt gerade „Realität“ oft nur ein Flickenteppich vieler Fragmente, die uns unverstündlich und rätselhaft bleiben.

Die folgende Geschichte verdanke ich meinem Zusammentreffen mit zwei jungen Französischen, Sybille und Claire.

1. Teil

Fünf Camper an der Atlantisküste

Ein Paris der Gegenwart in Vorbereitung des Thronjubiläums

Sybille sah sich im mittäglichen Paris, sie erkannte die Umrisse des Arc de Triumph, fern ragte der Eiffelturm in einen fast wolkenlosen Himmel, auf dem breiten Boulevard drängten sich die Autos, Stoßstange an Stoßstange standen sie in langen Kolonnen vor den Ampelkreuzungen, und an den Laternen hingen große Plakate aus. Sybille las: „Vive le roi!“, es waren Hinweise auf die Tage einer großen Jubiläumsfeier zu Ehren des französischen Königshauses, die königliche Familie erschien im Bild, modern gekleidet, und doch: diskret und hoheitsvoll lächelnd, es umgab sie ein stiller königlicher Glanz, die Reihe der Plakate riss nicht ab, eher schienen sie zuzunehmen, während doch keiner der Passanten einen längeren Blick darauf verschwendete, auch die Insassen der vielen Autos schienen keineswegs sonderlich irritiert.

Claire tippte Sybille sanft an die Schulter, die schreckte auf. Sie waren in den Pariser Hauptbahnhof eingefahren, die Wände der großen Halle waren

mit den üblichen Werbeplakaten ausgestattet, ein übergroßes mit einer Zigarettenreklame und den Worten „liberté toujours“ – Freiheit und Zigarettenrauch waren hier vorgeblich eine unzertrennliche Einheit eingegangen. Der Zug schlich die letzten Meter dahin, dann stand er still.

„Ausgeschlafen?“ Claire lächelte Sybille von oben herab in das schmale Gesicht, das mit seiner blassen Hautfarbe, dem schlanken sanft gebogenen Nasenrücken und den feinen Lippen etwas leicht Asketisches hatte. Claires Augen in diesem so anderen Gesicht der runden Wangen und vollen Lippen funkelten wie immer von Vitalität. Sie hielt bereits den voluminösen Rucksack mit dem Campingzelt zwischen den Füßen. Auch Sybille rappelte sich nun in die Höhe, griff den zweiten Rucksack aus dem Gepäcknetz. Die beiden jungen Frauen verließen den Zug.

Sybille: Was hatte sie da eben Absurdes geträumt?

Sie würde sich dessen demnächst noch einmal erinnern.

Jetzt verflogen die Bilder, lösten sich auf im wirren Stimmenchor und im Reisedust dieser Bahnhofshalle.

Die drei Camper

Alles war glatt gelaufen. Trotz einer zehnminütigen Verspätung erreichten beide den Anschlusszug in die Bretagne, jetzt standen sie auf der Landstraße, die direkt an die Küste führte. Schon nach wenigen Minuten brachte ihr ausgestreckter Daumen eine Luxuslimousine zum Anhalten, die ein untersetzter dicklicher schwitzender Herr steuerte. Während der zwanzigminütigen Fahrzeit bot er ihnen dreimal ein kostengünstiges Quartier an, das nahe am Meer und auf dem Nachbargrundstück zu seiner eigenen Villa lag, Claire und Sybille verwiesen jedes Mal auf ihre Campingausrüstung und nun endlich auch auf ein Schild, das den gesuchten Campingplatz ankündigte. Der dickliche Herr verabschiedete sie mit Bedauern, er verließ für den höflichen Händedruck sogar seinen Wagen, die jungen adretten Damen überragten ihn fast um Haupteshöhe, seine Augen hingen mit leiser Wehmut an ihnen, als er den Wagen zur Weiterfahrt wendete.

Man hörte bereits das Rauschen des Ozeans. Den beiden bot sich nach fünfzig Metern ein grandioser Anblick auf den Atlantik mit seiner bizarren Felsenküste. Ein rauer Küstenwind schlug meterhohe Wellen dagegen, die in hohen funkelnden Gischtfontänen zerstoben. Der Campingplatz, in einer Senke und in halber Höhe gelegen, glich einer schmalen Sandin-

sel, nur an den Seiten bewachsen von hartem Gras und dürren Gesträuch.

Es war Ende Mai. Erst ein einziges Zelt befand sich am linken Rand. Die jungen Frauen begannen, gegenüber ihr Zelt aufzuschlagen. Doch gleich setzte ein Kampf mit dem stürmischen Wind ein. Mehrmals flatterten Teile der Campingausrüstung davon. Als es ihnen endlich gelungen war, das Zelt aufzurichten, fegte eine neue heftige Windböe das gesamte Zelt auf das Meer zu. Nur mit Mühe konnten sie es wieder einzufangen.

Ein junger Mann hatte ihnen schon eine Weile belustigt zugeschaut. Jetzt kam er heran und bot ihnen an, sie könnten ihr Zelt im Windschatten des mindestens doppelt so großen eigenen aufbauen.

Er setzte nun auch die eigene Muskelkraft ein, und nach zehn Minuten war das kleinere Zelt der Frauen sicher verankert. Der smarte Mann mit kleinem Lippenbärtchen und schulterlangen, dunkelblonden Haaren legte es inzwischen sichtbar auf einen Flirt an, wobei er wohl vor allem Sybille im Auge hatte, die allerdings eher kühl reagierte. Sie war nicht der Typ für „die schnelle Anmache“.

Zwei weitere Leute auf Fahrrädern trafen ein, eine junge Frau und ein junger Mann. Sie winkten dem anderen jungen Mann zu, der sich inzwischen als Roland vorgestellt hatte, offensichtlich gehörten die drei zusammen, Roland machte nun jeden mit jedem bekannt. Die andere junge Frau hieß Jacqueline, ihr Begleiter Marcel.

Claire stieß Sybille sanft in die Seite: Etwas mit diesen beiden, die eben auf ihren Fahrrädern gekommen waren, „stimmte nicht“. Sie hatten schwimmende Blicke und etwas gerötete Augen, ihre Stimmen klangen ein wenig lallend, und jetzt machte der junge Mann auch den Eindruck, beim Gehen leicht zu torkeln. Hatten die zwei etwas geschluckt?

Nach zwei Stunden hatten Sybille und Claire es sich halbwegs wohnlich in ihrem Zelt eingerichtet.

Sie saßen sich gegenüber und hatten ihre Studienbücher vor sich, um sich gegenseitig abzufragen, wie sie es seit mehreren Wochen schon taten. Beide bereiteten sich auf eine entscheidende Zwischenprüfung als Tierärztinnen vor. Im Gebrauch der vielen lateinischen Wörter war es oft wie ein mühsames Vokabellernen. Zugleich wurden immer wieder sehr krude Dinge verhandelt - wie die Besamungstechniken bei der Deckung einer Kuh. Da ging es sprachlich sehr direkt und ohne Zimperlichkeiten zur Sache. Die ersten Male hatten sie häufig laut aufgelacht. Doch es war ihnen bewusst, sie standen nur wenige Meter vom Zelt der andern entfernt.

Die Gruppe der drei anderen Camper hatte vor ihrem Zelt ein kleines Lagerfeuer entzündet. Der Duft von brutzelnden Würstchen verbreitete sich in der rauen salzigen Küstenluft. Roland klopfte wie ein höflicher Besucher gegen die Plane, dann streckte er den Kopf zu den beiden jungen Frauen hinein

und fragte sie, ob sie zu seinen Freunden ans Feuer kommen wollten.

Wenig später saßen alle fünf, Würstchen kauend, um die kleine Feuerstelle herum. Es war Abend geworden.

Auch Marcel war ein attraktiver Typ. Er hatte das Profil eines scharf geschnittenen Römerkopfes, der gepflegte dunkle Backenbart ging direkt in das gelockte schwarze Haar über. Seine Aufmerksamkeit richtete sich zunehmend auf Claire. Die erwiderte den einsetzenden Flirt gern, allerdings glitt immer wieder ein unsicherer Blick auf Jacqueline. Sie hatte Marcel und Jacqueline gemeinsam eintreffen sehen, waren die beiden ein Paar? Allerdings, jeder Austausch von Zärtlichkeiten zwischen beiden blieb auch jetzt völlig aus. Da erfuhr sie es, ganz nebenbei: Die beiden waren Geschwister.

Roland und Marcel erzählten von sich, dass sie an der technischen Hochschule studierten. Jacqueline machte eine Ausbildung als Sportmedizinerin. Sie sprach wenig, mit den sehr tief liegenden Augen und den ungeordneten, wirr ins Gesicht hängenden etwas rötlichen Haaren hatte sie den leichten Touch einer weißen Hexe.

Zwei Flaschen mit französischem Rotwein machten die Runde. Ein CD-Player hinter ihnen im großen Zelt dudelte Countrymusic, man sammelte neue Äste und briet auch Kartoffeln über den Flammen. Mehr und mehr stellte sich etwas wie echte Lagerfeuerromantik ein.

Marcel hatte den Arm um Claires Schulter gelegt. Auch Roland, neben Sybille sitzend, machte den Versuch, doch Sybille blieb unbeweglich wie eine in den Sand gestellte Säule, und sein Arm glitt rasch wieder zurück. Er versuchte es noch zweimal, doch an ihrer säulenartigen Starre änderte sich nichts. Eine weitere Stunde verging, Würstchen grillend, Kartoffeln bratend, Wein trinkend. Dann verschwanden Sybille und Claire im kleinen Zelt.

Marcel und Jacqueline hatten während dieser Abendstunden keine Auffälligkeiten mehr gezeigt, kein Lallen der Stimmen, keinen leicht tranigen Blick. Und doch: Claire kannte die Symptome genau. Sie hatte einige wenige Erfahrungen mit Drogen gemacht und die Wirkung bei Freunden beobachtet. Auch in den nur kleinen Anzeichen würde sie es rasch aufs Neue erkennen.

Das Abrisshotel

Claire und Sybille hatten am Abend erfahren, dass Camper hier Fahrräder ausleihen konnten – bei einem etwas schrulligen ehemaligen Fischer, der in der Nähe des Campingplatzes eine kleine Touristenbude und einen Fahrradverleih eingerichtet hatte.

Am kommenden Morgen führte ihr erster Weg zu diesem Fahrradverleih, die meisten der dort bereit stehenden Fahrräder klapperten bereits vor würdi-

gem Alter, doch der ältere Herr war schnell bereit, Sattel und Lenker auf die gewünschte Höhe einzustellen und auch ein Ölkännchen hatte er zur Hand.

Claire hoffte, mit den drei anderen eine Fahrradtour vereinbaren könnten. Doch die waren bei ihrer Rückkehr schon aufgebrochen und verschwanden eben die Küstenstraße entlang.

Claire und Sybille folgten. Nach wenigen Minuten sahen sie Roland neben seinem Fahrrad kauern, offenbar gab es ein Problem mit der Kette, das er jedoch schnell behoben hatte. Er entfernte sich jetzt auf einen Feldweg und verschwand zwischen dichtem Gesträuch.

Claire und Sybille folgten erneut. Nach drei Minuten tauchte ein großes Haus auf, zweistöckig, im noblen Stil einer alten Villa, doch es wirkte verfallen, im Erdgeschoss waren alle Jalousien heruntergelassen.

Einem ausgebleichenen Schild neben der breiten Eingangstür war zu entnehmen, dass es sich um ein ehemaliges Hotel handelte. Die Tür war verschlossen.

Jetzt entdeckten sie die drei Fahrräder in einem Gebüsch. Von Roland und den zwei anderen keine Spur. Sie umrundeten das Gebäude. Die hintere Tür war gleichfalls verschlossen. Auch hier keine Menschenseele. Alles blieb still.

Auf dem Rückweg, nach einer zweistündigen Fahrt über die Küstenstraße, überkam die beiden

nochmals Neugier. Sie bogen in den schmalen Feldweg ein.

Erneut umrundeten sie das alte dunkle Gebäude, da fielen ihnen zu ebener Erde zwei Kellerfenster auf, Spinnweben-verhangen und dicht von Staub bedeckt. Als sie sich hinabbeugten, konnten sie den Kellerraum halbwegs in seinen Umrissen erkennen – und drei Gestalten darin. Claire und Sybille stießen sich in die Seite. Dort kauerten auf Kissen und Decken gegen die Wand gelehnt Marcel und Jacqueline auf dem Boden, regungslos, mit geschlossenen Augen. Roland lag auf einer Matte ausgestreckt, die halboffenen Augen zeigten einen glasigen Blick.

Zweifellos: Alle drei hatten etwas eingenommen, das sie in diesen erstarrten Zustand versetzte, wie Opiumesser und Opiumträumer. Der Eindruck des ersten Tags hatte nicht getäuscht. Ihr gemeinsamer Rückzugsort war dies Abrisshotel.

Am Abend traf man wieder beim Lagerfeuer zusammen.

Marcel und Jacqueline und diesmal auch Roland hatten den schon bekannten etwas glasigen Blick, den leicht benommenen Ausdruck auf ihren Gesichtern und ihre Schritte wirkten gelegentlich unkoordiniert und torkelig. Doch nach einer Stunde waren diese Symptome verschwunden, alle drei wirkten jetzt gut gelaunt und sogar etwas aufgekratzt.

Marcel rückte wieder dicht neben Claire, sein Arm lag auf ihren Schultern, sie fütterten sich gegenseitig

mit Würstchen und Kartoffeln, und mehr und mehr ging dieses Bewegen der Hände und Köpfe über in kleine Schmusereien.

Roland hatte sich damit abgefunden, dass Sybille auf einen gewissen Abstand wert legte, seine Äußerungen von Zuneigung beschränkten sich auf freundliche Zureichungen, während er ihr doch werbend ins Gesicht lachte, und Sybille lachte nun mehrmals zurück. Wieder kreisten zwei Weinflaschen, wieder spielte die Countrymusic.

Doch es lauerte ein verborgener Pfeil im Köcher. Sybille schoss ihn schließlich ab. Sie nannte das leerstehende Hotel am Ende des Feldwegs. Die Türen waren verschlossen. Wie man dort hineingelangt, fragte sie.

Sie spürte betretenes Schweigen. Man tauschte Blicke. Was hatte Sybille beobachtet? – Sybille fügte an, dass sie und Claire sie hinter dem Hotel hatten verschwinden sehen. Doch stießen sie nur auf verschlossene Türen.

Wieder tauschte man Blicke. Sybille hatte ihre Sätze mit Vorsicht gewählt. Es blieb den anderen überlassen, dem Thema auszuweichen – oder es aufzunehmen. Marcel entschied sich nach nochmaligem kurzem Blickwechsel mit der Schwester und Roland zum Ausweichen. Er sprach von der Anziehungskraft, die alte leerstehende Gemäuer auf sie hätten, vor allem die modrigen Keller mit ihrem Geruch von Gespenstergeschichten, man sei durch ein offenes Fenster eingestiegen. Plötzlich griff er eine Frisbee-

scheibe und warf sie Roland zu, der sie weiter warf zu Claire.

Das Spiel war augenblicklich in Gang, einer nach dem anderen erhob sich, Marcel und Roland lenkten das Spiel immer weiter auf das abendliche Meer zu. Das war um diese Jahreszeit noch schaurig kalt, und gerade deshalb lockte es mit einer Mutprobe. Zunehmend verlagerte sich das Frisbeespiel in die rauen Wellen, man rangelte, schubste sich, warf sich ins Wasser, unter lauten Schreien, unter Gelächter.

Blau gefroren und erschöpft kehrte man zu den Zelten zurück. Das kleine Feuer war fast erloschen. Roland und Marcel schafften eine Armladung neuer Äste heran. Claire und Marcel, Handtücher über den Schultern, kuschelten eng bei einander. Auch Sybille und Roland waren nun näher zusammengerückt. Das Stichwort „Gespenstergeschichten“ war gefallen, Jacqueline griff es auf, sie erzählte eine erste, Marcel eine zweite Spukgeschichte, jedem fiel nach und nach etwas ein, was dem Grusel neue wohlige Nahrung gab. Die Stunden verflogen, erst gegen Mitternacht zogen sich alle wieder in ihre Zelte zurück.

Das „Schamanenkraut“

Am kommenden Tag erwachten alle spät, rasch kam man überein, gemeinsam Frühstück zu essen.

Marcel und Claire sonderten sich danach etwas ab, er lud sie ein, gemeinsam mit ihm einen Küstenspaziergang zu machen.

Er legte den Arm um sie. Es war inzwischen eine schon fast selbstverständliche Geste.

Ganz von selbst erwähnte er plötzlich das alte Hotel.

Er zog ein Tütchen hervor, hielt es Claire geöffnet vor das Gesicht, und sie blickte auf ein grünliches Pulver.

„Ihr habt uns durch die Kellerfenster gesehen, nicht wahr?“ Er winkte lachend ab. „Also: Ich habe dir eben dieses grünliche Pulver gezeigt. Es ist ein geriebenes Drogenkraut, eine außerordentliche Substanz, eine Droge für den ‚kontrollierten Trip‘. Auch wenn man äußerlich etwas weggetreten und benommen wirkt – im Kopf bleibt alles ganz klar. Kontrollierter Trip – das heißt: Die Bilder, die sich in deinem Kopf entwickeln, behalten ihre klare logische Reihenfolge, sie erzählen eine Geschichte. Ich habe auch mit anderen Drogen experimentiert. Die meisten überschwemmen einen mit wirren fantastischen Bildern, es kann großartig sein, doch später ist alles verfliegen wie ein chaotischer Traum.“

Mit diesem Stoff kannst du es kontrollieren. Du konzentrierst dich auf das eine aufsteigende Bild, dann folgst du ihm zu immer weiteren Bildern. Du merkst den logischen Zusammenhang. Und alle Bilder sind äußerst real. Und auch später kannst du dich klar erinnern.

Etwas wie richtige Zeitreisen sind möglich damit. Doch natürlich braucht es Konzentration, nach innen. Du spürst es wie eine Strömung, es zieht dich, doch du kannst auch sagen, in welche Richtung es geht, du bist auch der Steuermann.“

Claire begriff. Marcel und seine Schwester Jacqueline wie Roland waren hier, um mit dieser Drogensubstanz zu experimentieren. Sie zogen sich dafür in das verlassene Hotelgemäuer zurück, wo sie mit großer Sicherheit ungestört waren.

„Woher habt ihr den Stoff?“ wollte Claire wissen.

„Eine eigene, eine sehr spannende Geschichte.“

Mit meiner Schwester Jacqueline zusammen habe ich vor einem halben Jahr eine längere Zeit in der mongolischen Steppe verbracht. Ein Freund aus der Drogenszene hatte mir den Tipp gegeben. Es war dort möglich, mit einem alten Schamanen zusammenzutreffen und bei ihm ‚Unterricht‘ zu erhalten. Es ging um das, was die Schamanen ‚Seelenreise‘ nennen. Manche sagen auch ‚Reise in die Unterwelt‘, doch das ist eigentlich etwas noch anderes, das Wort ‚Seelenreise‘ trifft es in jedem Fall besser. Du hast Zugang zu einer anderen Bewusstseinsdimension, in der die Grenzen von Zeit und Raum nicht

mehr existieren oder doch völlig andere sind. Du kannst frei darin wandern. Es kann eine verdammt spannende Erfahrung werden.

Allerdings: Der Mann war keineswegs damit einverstanden, dass wir uns am Ende mit einem größeren Beutel dieser geriebenen Drogenkräuter – es handelt sich um eine exquisite Mischung aus mehreren solcher Kräuter - davonmachten. Er war der Meinung, dass es nur unter seiner Aufsicht und Kontrolle geschehen dürfe, diesen Stoff einzunehmen. Doch wir mussten zurück. Und jetzt, nachdem wir drei Tage damit experimentieren, glaube ich noch immer nicht, dass es tatsächlich gefährlich ist. Freilich, die Einnahme selbst kostet zunächst Überwindung. Das Zeug ist scharf, und manchmal ist es danach minutenlang, als ob alle Innereien rotieren. Doch dann tritt völlige Ruhe ein, fast eine Lähmung. Und nun beginnt das ‚Durchstarten‘, das ‚volle Abfahren‘.“

Claire wusste in diesem Moment: Würde Marcel die Einladung aussprechen, an diesem Experiment teilzunehmen, sie würde ohne langes Zögern einwilligen. Offenbar handelte es sich um eine Droge, die keinen „Chaostrip“ auslöste. Das hatte sie zweimal zur Genüge erlebt. Das Versprechen war der „kontrollierte Trip“, mit klarem Bewusstsein, eine „Seele Reise“, wie es in der Sprache der Schamanen hieß.

Gegen Mittag befanden sich alle wieder bei den Zelten.

Roland schlug vor, ein paar Reisefotos zu machen. Als er die zunächst artig aufgestellte Reihe abzuknipfen begann, kniend, auf dem Bauch liegend, in immer neuen Positionen, setzten schnell die üblichen Juxmanöver ein – man ließ Hasenohrenfinger hinter dem Kopf der anderen erscheinen, Marcel begann einen Kopfstand zu machen, als Jacqueline fotografierte, um auch Roland im Bild zu haben, produzierte der einen Rückwärtssalto, Marcel biss wie ein Gorilla auf einen Ast und hielt ihn grimmig grinsend zwischen den Kiefern.

Am frühen Nachmittag sahen Claire und Sybille die drei anderen wieder mit ihren Fahrrädern aufbrechen. Roland und Jacqueline vermieden den Blickkontakt mit ihnen und machten sich rasch davon. Nur Marcel warf Claire lächelnd einen Blick zu. Sie war über den Hintergrund dieses Aufbruchs im Bild, und er wusste, dass sie es war.

Claire und Sybille saßen vor ihrem Zelt und besprachen sich. Ihre lose Planung war, nach etwa drei Tagen noch einen weiteren Campingplatz aufzusuchen, einfach zur Abwechslung. Jetzt allerdings ließ Claire keinen Zweifel daran, dass sie hier bleiben wollte. Sie musste es nicht offen aussprechen, Sybille wusste den Grund: Er hieß Marcel.

Und eben mit Marcel hing noch etwas anderes zusammen. – Claire berichtete Sybille jetzt alles, was sie im Gespräch mit Marcel erfahren hatte: Es gab da dieses geriebene Kraut, ein Pulver, das einen außer-

gewöhnlichen „Trip“ erlaubte, mit klarem Bewusstsein, eine Kräutermixtur aus der Hand eines mongolischen Schamanen, und die drei anderen experimentierten seit Tagen damit.

Claire sprach es offen aus, dass sie Neugier fühlte, diese Droge selbst kennen zu lernen. Sybille reagierte konsterniert.

Sie hatte noch nie einen Drogenstoff angerührt. Ihre Erziehung war darauf angelegt, von solch „gefährlichem Zeug“ die Finger zu lassen. Das galt sogar für Zigaretten, nur der gelegentliche Konsum von etwas Rotwein fand Gnade in diesem Katalog strikter Vorgaben und Verbote.

Drogen bedeuteten die Gefahr geistiger Desorientierung wie schließlich einer fatalen Abhängigkeit. Das war ihr gelerntes Programm. Und vielleicht hatte es sie über viele Jahre sinnvoll geschützt.

Andererseits: Es gab jene Naturvölker, bei denen die Einnahme von Rauschsubstanzen ein heiliges Ritual war, meist anlässlich festlicher Zeremonien. Sie suchten die Nähe zu Naturgeistern und Ahnen damit. – War es eine Frage der verabreichten Substanzen und der inneren Beweggründe?

Claire schien sonderbar sorglos. Etwas Ansteckendes lag darin. Sybille spürte, dass ihr inneres Programm erste leichte Risse bekam. – Doch selber teilnehmen an solch einem Drogenexperiment?

Sie konnte sich dies für sich selbst nicht vorstellen.

Am frühen Abend kehrten die drei anderen wieder zurück. Roland und Jacqueline schoben ihr Fahrrad, sie hatten Schürfwunden und Roland humpelte. Sie waren auf dem Feldweg gestürzt.

Auch sonst schien ihre Stimmung etwas gedrückt. Sie zogen sich in ihr Zelt zurück. Doch mit der beginnenden Dämmerung waren sie wieder im Freien, jetzt besser gelaunt, auch wenn Roland noch immer Schmerzen am Fußknöchel hatte. Die übliche Lagerfeuerrunde konnte beginnen.

Würstchen. Kartoffeln. Wein. Musik.

Jacqueline zeigte sich von einer neuen Seite und mit ungewöhnlichen Talenten. Als Roland beim Sichniederkauern erneut ein kleiner Schmerzschrei entfuhr, griff sie sanft seinen Fuß und massierte ihn, während sie, Konzentration auf der Stirn, „Heilenergien“ darüber ausströmen ließ. Wirklich war sie die kleine Hexe, die ihr Erscheinungsbild andeutete, eine Hexe ohne Heimtücke und schwarze Magie, eben eine ‚weiße‘ – und doch umgeben von einer Aura des Rätselvollen.

Marcel begann, ein paar erklärende Worte beizusteuern. Seine Schwester war von klein auf dem Geheimnisvollen und „etwas Okkultem“ zugetan, schon früh beschäftigte sie sich mit Heilkräutern und „Energiesteinen“ so wie sonderbaren Orakeltechniken, geblieben war nun vor allem das Kartenlegen und die Arbeit mit „Heilenergien“.

Kartenlegen? Claire fragte, ob Jacqueline eine Probe geben könne. Die zögerte zunächst, dann holte

sie ihr Kartenset vor. Alte in samtene Farben schimmernde Tarotkarten. Sie begann sie auszulegen. Claire war erstaunt. Das für sie ausgelegte Kartenblatt gab, wie Jacqueline es zu interpretieren begann, in erstaunlich exakter Weise Auskunft über ihre gegenwärtige Lebenssituation – über ihre Familien- und Freundschaftsverhältnisse, über ihr gegenwärtiges Studium, ihre Charaktereigenschaften und Vorlieben.

Sybille blieb skeptisch. Doch auch sie musste zugeben, dass die Karten, die sie zuvor gründlich gemischt hatte und die Jacqueline jetzt für sie gleichfalls auslegte, vieles in klaren Details über sie aussagten – jedenfalls wie Jacqueline sie zu lesen verstand. Oder war Jacqueline vielleicht nur eine versierte Psychologin?

Ein Rest von Skepsis blieb. Ob auch etwas über die Zukunft aus den Karten zu lesen sei? Das immerhin würde einer späteren Überprüfung standhalten müssen. Jacqueline wanderte mit den Blicken die Karten ab, wie vorher in ruhiger Konzentration, sie legte weitere aus, dann sprach sie von einem „Knotenpunkt“, der ihr erkennbar sei, etwas wie eine „harte Konfrontation“, möglicher Weise sogar ein „Höllentrip“. Danach würde alles „irgendwie anders“ sein, „aufgeräumter und klarer“.

Eine Krise? Die gab es immer von Zeit zu Zeit. Die Worte klangen sehr allgemein. Oder war es doch mehr?

Wie gestern begann man mit der Frisbeescheibe zu spielen, doch diesmal nur auf dem trockenen Strand, friedlich, leise und sanft, Roland nahm sitzend teil. Schnell brach ein dunkler Abend über die Küste herein, die schmale Scheibe schwirrte nur noch wie ein unsichtbarer Vogel heran. Erneut lockte das Lagerfeuer.

Claire und Marcel saßen schmusend zusammen.

Man besann sich auf neue „Geistergeschichten“: von ertrunkenen und dann wieder geheimnisvoll auftauchenden Seeleuten. Man tat dies mit der bekannten Mischung aus Belustigung und Faszination am selbstinszenierten Schrecken, der dann doch unter die Haut zu kriechen begann.

Doch plötzlich stellte sich Ermüdung am Thema ein. Und wieder war es Jacqueline, die jetzt etwas Ungewöhnliches beisteuerte. Sie hatte, vor etwa zwei Jahren, ein halbes Jahr in Afrika verbracht, dem Kontinent der alten Zaubermänner, und gegen jede Erwartung hatte sie erfahren, dass der Glaube an Magie und ihre Wirkungen in vielen Bevölkerungsgruppen noch lebendig war. Immer noch gab es dort „Zaubermänner“, die ihre Rituale praktizierten, man konnte ein solches Ritual bei ihnen bestellen und dafür bezahlen, etwa um einen Gegner zu schwächen oder ihm nachhaltig Schaden zuzufügen.

Immer wieder hörte sie Geschichten, dass dieser Zauber tatsächliche Wirkungen zeigte. Manchmal konnte man sich dagegen nur wehren, indem man einen anderen Zaubermann mit einem Gegenzauber

beauftragte. Das Erstaunlichste freilich war, dass diese Wirkungen auch einsetzen, ohne dass das Opfer in Kenntnis eines solchen gegen ihn gerichteten Fluchs oder Zaubers war. Suggestion allein konnte also nicht der Auslöser sein. Es war ein Bereich tatsächlicher Rätsel.

Und es hatte, in dieser Form, eine sehr dunkle Facette. Jacqueline empfand die Faszination – wie sie sich doch zugleich abgestoßen fühlte. Ihr Terrain war die Arbeit mit Heilenergien. Auch hier gab es Rätsel. Doch die Wirkungen waren auf niemandes Schaden gerichtet.

Im Osten hatte sich ein fast voller Mond erhoben und versilberte die Wellen des Atlantiks. Der brandete in dieser Nachtstunde seltsam sanft gegen die Küsten, es schien, der Wind hatte sich eine Weile zur Ruhe gelegt.

Roland prüfte sein Bein. Der Schmerz war noch nicht ganz daraus gewichen, doch er hatte spürbar nachgelassen.

Alle suchten wieder ihre nachtdunklen Zelte auf.

Der unbekannte Mädchenkopf im Digitalfoto

Als Roland am kommenden Vormittag die gestern geschossenen Fotos auf sein Laptop lud, machte er eine sonderbare Entdeckung. Auf dem dritten und vierten Foto gab es über den Köpfen der brav in einer Reihe Aufgestellten einen weiteren Kopf – nur in schwachen Umrissen, doch das Näher-Zoomen machte es nur noch mehr zur Gewissheit: Der Kopf eines jungen Mädchens war sichtbar. Ein unbestimmtes Lächeln, ein eher leidender Ausdruck auf dem schmalen schönen Gesicht. Dieser Ausdruck des Leidens überwog.

Roland winkte Marcel heran. Auch er bestaunte das Phänomen, gleichfalls irritiert, auch er fand keine Erklärung.

Beide riefen Jacqueline, Claire und Sybille an das Zelt.

Roland begann zunächst mit den danach fotografierten Bildern – den Bildern der Showgesten und des Ulks.

Dann war er bei den zwei Bildern mit dem fremdem Mädchenkopf angelangt. Ein Digitalfoto wie alle anderen, keine Doppelbelichtung. Der Mädchenkopf zeigte eine kleine Eigenheit: ein Muttermal auf der linken Schläfe.

Die Umrise waren schwach. Beim Nochmals-Vergrößern verschwammen sie ganz. Doch es war zweifellos ein eigener Kopf.

Auch die drei Frauen reagierten mit Irritation, mit Ratlosigkeit. Das Irreale in solcher Form sprengte alles, was sie bisher für möglich gehalten hatten. Es war eine Zumutung an ihren klaren Verstand.

Was war geschehen?

Roland, der noch immer ein wenig humpelte, beschloss für heute, beim Zelt zu bleiben. Auch Jacqueline hatte für diesen Tag kein Interesse, den Campingplatz zu verlassen.

Claire und Marcel wanderten wie gestern den Küstenweg entlang. Sie gelangten hinter eine Reihe von Felsen, er zog sie an sich und es kam erstmals zu Küssen und heftigen Umarmungen.

Marcel bot ihr an, ihr das verlassene Hotel zu zeigen. Sie kehrten zum Campingplatz zurück und brachen von dort mit den Fahrrädern auf.

Marcel öffnete die hintere Eingangstür – er hatte den passenden Schlüssel. Er erklärte, sie hätten das Schloss aufgebrochen und danach ein neues eingebaut. So verfügten sie jetzt als einzige über den passenden Schlüssel. Er führte sie im verfallenen Gebäude herum, öffnete dann die Kellertür. Der bekannte Raum, in dem sich die Matratze, die Decken und Kissen befanden. Beide ließen sich auf die Matratze fallen. Marcel zog das Tütchen mit dem Pulver hervor.

Er streckte es Claire zu - unmissverständlich ein Angebot. Claire fühlte ein wenig Enttäuschung. Sie hatte gehofft, dass Marcel hier mit ihr schlafen würde. Doch offenbar hatte der im Moment keinen Gedanken daran. War der Drogentrip vielleicht auch das viel Spannendere? Claire griff das ihr zugestreckte Tütchen. Dann hatte sie sich entschieden: Sie streute etwas Pulver auf ihre Hand und leckte es auf. Auch Marcel hatte bereits ein Pulverhäufchen auf der Handfläche und schluckte es hinunter.

Claire war erstaunt, wie sehr ihr dieser Kellerraum schon vertraut schien. Seit sie ein erstes Mal durch die Scheiben hineingeblickt hatte, hatte er in ihren Gedanken bereits ein sonderbares Eigenleben gewonnen. Beide saßen nun aneinander gelehnt, mit geschlossenen Augen. Claire erklärte, dass sie ein inneres Brennen spüre und dass ihr schlecht werde. „Geht vorbei“, kommentierte Marcel. Auch seine Gesichtszüge drückten ein Unwohlbefinden aus.

Nach einer Weile doch entspannten beide Gesichter sich.

Claire spürte, dass die Umgebung der Kellerwände etwas sonderbar Unwirkliches annahm, es schien kaum mehr als eine aufgestellte Kulisse, die immer noch weiter entrückte, nur in einer kleinen Nische des Bewusstseins blieb ein Rest davon anwesend.

Sie blickte auf Marcel. Der saß längst tief in sich gesunken, mit geschlossenen Augen.

Flucht durch das alte Paris

Claire nahm Wirbel von Farben wahr, in denen Schauplätze auftauchten, näherte sie sich einem, mischten sich Geräusche und Stimmen ein. Es war, als müsste sie unten den Schauplätzen, von denen es immer noch weitere gab, eine Entscheidung treffen.

Sie spürte Schauplätze an sich vorüber gleiten, bei denen sie deutlich wahrnahm, es gab dort Gefahr. Diese Ausstrahlung von Gefahr und Bedrohung war in einigen Fällen so stark, dass es sie zurückstieß und sie sich rasch auf ein anderes der Bilder zu konzentrieren begann. Manche Schauplätze lockten mit einer Aura des Lange-Vertrauten, sie schienen wie ein Versprechen von Frieden und Sicherheit.

Jetzt zog sie ein Bild an, das ihr signalisierte, es befand sich jemand in Not und Gefahr – und es werde dringend Hilfe gebraucht. Fast im selben Moment begriff sie: Diese Person in Not und Gefahr war sie selbst.

Sie überließ sich dem Sog, es geschah in der Gewissheit, sich jederzeit wieder lösen und zu einem anderen Schauplatz wechseln zu können. Sie wusste nicht, wie sehr dieser Sog nach und nach eine intensive Verschmelzung herbeiführen konnte.

Sie sah sich in einer altertümlichen Kutsche sitzen, unverändert war sie eine jüngere Frau, doch auch ihre Kleidung war eine altertümliche Tracht und am meisten verwunderte sie, dass es sich offen-

bar um Männerkleidung handelte. Sie trug ein dunkles frackähnlichen Obergewand und schwarze Hosen, das weiße Hemd war mit einem üppigen Plüschkragen verziert. Die an sich schulterlangen Haare waren in einem bis in den Nacken reichenden Ballon-artigen Hut versteckt.

Neben ihr in der Kutsche saß eine junge Frau in fast gleicher Tracht, dieser altertümlichen Männerkleidung mit dem Plüschkragenhemd. Und nochmals irritiert stellte sie fest, dass sie selbst ein kleines Lippenbärtchen trug, es war nicht echt, wie sie fühlte, dieses Haar war lediglich aufgeklebt.

Eine Kutsche verfolgte sie. Ihr eigener Kutscher trieb das Pferd mit immer neuen Schlägen zum Galopp, doch die andere Kutsche war zweispännig, und sie kam über die gepflasterte Straße mit lautem Rumpeln unaufhaltsam näher.

Claire beugte sich vor an das Ohr des Kutschers, er solle die Straße wechseln, diese Wettfahrt der Kutschen war nicht zu gewinnen, sie flüsterte auch mit der anderen jungen Frau, die Kutsche bog ein in die nächste Seitenstraße, dort sprangen die beiden Frauen hinaus und flüchteten eilig in eine schmale Gasse.

Auf beiden Seiten der Gasse alte dicht stehende Häuser mit bröckelndem Putz, manche mit rußgeschwärzten Wänden. Kleine Butzenfenster und niedrige Türen. Waren sie hier sicher?

Sie hörte Schritte. Sie sah sich um. Jemand hastete hinter ihnen her: ein Mann in weißer Uniformjacke

mit gezogenem Säbel, ein grünes Barett auf dem Kopf.

Kein Zweifel, sie wurden weiter verfolgt. Ein bewaffneter Mann. Und seine Gesichtszüge zeigten Entschlossenheit.

Da öffnete sich unvermutet eine Tür inmitten der rechten Häuserreihe und ein Hund sprang kläffend auf die Gasse, gefolgt von einem älteren Herrn. Der Hund, eine große Dogge, lief dem Mann mit dem grünen Barett genau vor die Füße, dieser kam ins Stolpern und schlug schließlich hart auf das Pflaster auf. Dies war der Moment für die beiden Frauen, den verlorenen Vorsprung wieder aufzuholen. Und tatsächlich – sie atmeten auf – am Ende der Gasse wartete schon ihre Kutsche, so wie vorausbesprochen.

Sie sprangen auf, ohne sich nochmals umzusehen.

Die Kutsche bog nach wenigen Minuten auf eine Landstraße ab und das Fuhrwerk verließ die Stadt. Claire begriff, ohne dass der Name gefallen wäre, dass dies Paris war. Der Weg führte nach einer längeren Fahrzeit auf ein Landhaus zu, das ein gewölbtes spankupfernes Dach hatte und dem man die Ambition ansah, in bescheidenem Rahmen ein Schlösschen zu sein. Ein stattliches und gepflegtes Herrenhaus mit zwei Seitenflügeln. Claire wusste unbestimmt, dass sie hier wohnte, und offenbar war sie jetzt wieder in Sicherheit.

Sie blickte hinüber zu ihrer Begleiterin. Beide lächelten sich zu. Claire erkannte – und eigentlich hat-

te sie dies die ganze Zeit schon gewusst – dass dies Sybille war. Sie wohnte gleichfalls in diesem Haus.

Claire trieb weiter im Strom der Bilder. So sehr sie der Anblick des Landhauses freute, so spürte sie doch, dass diese Idylle trügerisch war. Irgendwo am Horizont zog drohend ein Gewitter auf, noch im Verborgenen und nur wie ein schwelender Brand, doch unaufhaltsam bahnte es sich seinen Weg.

Aber sie konnte sich dem Sog zunächst widersetzen, es lagen noch Schauplätze dazwischen – kleine Oasen der Geborgenheit und wieder auch Idyllen.

Einer dieser Schauplätze zog sie jetzt magisch an.

Die Nacht der weißen Hexen

Es war Nacht.

Blätter und Zweige wiegten sich im Silberlicht eines vollen Mondes.

Mit drei anderen Frauen stand sie um eine alte Erle. Sie hielten sich bei den Händen, sie bildeten einen Kreis und sie summten dabei. Alle waren sie völlig nackt. Und wieder befand sich auch Sybille unter den Frauen.

Claire begriff, dass dies eine Zeremonie war mit dem Ziel, sich mit den Energien des Waldes aufzuladen. Die Frauen taten es, um ihrer Jugend und Schönheit eine längere Dauer zu verschaffen. Doch es gab noch einen weiteren Grund, wie sie spürte,

das Zusammensein diente einem magischen Ritual, das auf größere Wirkungen angelegt war, die sie im Moment doch nicht nennen konnte.

Die Bilder glitten fort, der Schauplatz löste sich auf. Der Sog griff nach ihr – der Sog jenes voraus gefühlten Gewitters, das unabwendbar schien und lauernd längst wartete.

Das abendliche Duell

Jetzt saß sie in einem großen dämmrigen Verandaraum, dessen Fenster mit langen weißen Tüchern verhängt waren. Sie befand sich wieder im Landhaus. Der Verandaraum war nur von zwei Kerzen und einer kleinen Öllampe erhellt, die Tücher trugen aufgenähte Schriftzeichen und sonderbare Symbole. Sie saß mit vier anderen Personen um einen runden Eichentisch, eine von ihnen war der Kutscher, eine andere wieder Sybille. Auf dem Tisch befanden sich zwei große alte Bücher, beide mit dicken Ledereinbänden, das eine aufgeschlagen, mit zerbeulten abgegriffenen handgeschriebenen Seiten. Claire wusste, dass diese Bücher von größter Kostbarkeit waren. Sie in Besitz zu haben, bedeutete einen unschätzbaren Gewinn und das Versprechen von Schutz und Macht.

Wenn man geübt war im Lesen und das Gelesene und Gedeutete zu nutzen verstand.

Eine dritte Frau, die ihr gleichfalls gut bekannt war, saß über das Buch gebeugt. Murrend. Während sie und die drei anderen wieder jenes Litanei-ähnliche Summen angestimmt hatten.

Etwas Bedeutsames war in Vorbereitung und es musste an diesem Abend geschehen. Oder waren sie schon in Verzug?

Die dritte Frau – Claire wusste, ihr Name war Judith – murmelte, sie versank langsam in eine Trance. Die anderen Teilnehmer summteten.

Eile war geboten. Und doch musste alles aus einem Wasser der tiefsten Ruhe geboren werden. Kein Drängen half, nur tiefe Einkehr und Stille.

Ein Splittern. Hinter einem der Tücher war eine Scheibe durchschlagen worden. Eine Hand zog das Tuch zur Seite und das lange blinkende Rohr eines Gewehrs schob sich in den Raum.

Da war es – das voraus gewusste Gewitter. Das erste Wetterleuchten, mit dem es sich ankündigte. Der Kutscher sprang auf, er zog eine kleine schwarze Pistole aus der Innentasche seiner Jacke, er schlich sich ans Fenster mit der eingeschlagenen Scheibe und feuerte hinaus.

Jetzt setzte ein Schusswechsel ein. Vor dem Haus befanden sich zwei ver mummt e Gestalten und sie feuerten nun auch auf die anderen Fenster. Die Scheiben barsten und splitterten zu Boden.

Claire duckte sich hinter den Tisch. Sie schloss die Augen – als könnte sie sich so aus der gefährlichen Szene davonstehlen. Doch der Schusswechsel dauer-

te an. Und Claire wusste dunkel, es hatte wieder mit dem Tag der Kutschenflucht und Verfolgung zu tun und auch mit dem Mann, der das grüne Barrett trug.

Jetzt wuchs eine heftige innere Abwehr in ihr. Ein Schütteln ergriff sie – äußerlich wie auch innerlich; ein Versuch, sich frei zu schütteln aus dem Sog der bedrohlichen Bilder.

Doch gerade im Moment dieser Ruhe war es, als öffne sich ein Tunnel vor ihr. Und was sie an dessen Ende klar erkannte, war wiederum schrecklich: ein Schafott. Alles mündete in diese Szene einer Hinrichtung ein, es war ihre eigene, es war die der zwei anderen Frauen, die ihre Freundinnen waren; und alle hatten sie schon länger in furchtsamer Erwartung dieser Vollsteckung gelebt, ein Vergeltungsakt für ein begangenes Unrecht, dem doch wieder ein mehrfach begangenes Unrecht von anderer Seite voranging.

Claire schlug die Augen auf. Sie blickte um sich.

Um sie herum der dämmerige Kellerraum mit den kahlen Wänden.

Marcel saß neben ihr. Er hatte die Augen schon aufgeschlagen. Er lächelte sie von der Seite an, noch immer einen Schimmer tiefer Trance in den Pupillen.

Claire schrak zusammen.

Eine Erinnerung, wie es schien.

Es traf sie mit der Wucht eines Blitzes.

Und war doch gleich wieder ausgelöscht.

Etwas in ihr verweigerte die Annahme.

Sie streckte die Hand nach Marcel aus.

Der griff sie und drückte sie.

Viele Minuten vergingen.

Hand in Hand starrten sie vor sich hin, lächelnd, ohne sich anzusehen.

Claire spürte, dass dies nur der Beginn einer inneren Reise war – die sie antreten konnte oder auch nicht.

Sybille gehörte dazu. Und andere, die ihr nahe standen – auch wenn sie von dieser Nähe bisher nichts gewusst hatte.

Würde sie die Reise fortsetzen wollen?

Am Abend.

Wieder das Lagerfeuer. Wie an den vorangegangenen Abenden saß man um die Flammen herum, plaudernd, Witze reißend, Wein trinkend.

Sybille war inzwischen darüber im Bild, dass Claire Marcel in den Keller des Abrisshotels gefolgt war. Dass sie das Drogenkraut geschluckt und ihren ersten „Trip“ mit der Droge erlebt hatte.

Jetzt wollte Sybille Einzelheiten erfahren.

Doch Claire war kaum zum Reden bereit.

Schließlich ließ sie ein paar zusammenhangslose Sätze hören:

„Ich war im alten Paris.

Ich erlebte die Flucht in einer Kutsche.

Du hast neben mir gesessen.

Ich gehörte auch zu einem Kreis weißer Hexen, die ein nächtliches Ritual feierten.“

Würde Sybille sie jetzt für verrückt halten?

Ihr selber waren die Bilder dieser Schauplätze so echt erschienen, ganz anders als es gewöhnliche Träume sind.

Sie sagte es nun, in wieder nur kurz hervorgestoßenen Sätzen. „Es war ganz real.“

Es war bedrückend.

Es war grandios.“

Auch jetzt am Lagerfeuer erzählte sie nichts.

Sybille versuchte, in ihren Augen zu lesen.

Claire war aufgewühlt, tief berührt, dies war gewiss.

Sybille wusste in diesem Moment, dass sie diese Erfahrung teilen wollte. Sie würde sich dem Experiment im Abrisshotel anschließen, wenn man sie ließe.

Vielleicht brauchte es Mut. Mehr Mut als Neugier, die sie längst fühlte.

Das Bild des Mädchens über ihren Köpfen, wie es das Foto gezeigt hatte, flimmerte immer wieder in ihrem Kopf auf, mit schärfer werdenden Konturen. Fast begann es zu sprechen, zu leben.

Sybille wusste unbestimmt, sie hatte damit zu tun.

Der nächste Vormittag:

Sybille hatte sich entschieden. An diesem Tag würde sie mit in das Abrisshotel kommen.

Als sie es den drei anderen mitteilen wollte, waren Roland und Jacqueline schon aufgebrochen.

Marcel war es diesmal, der überlegte, sich für einen Tag eine „Auszeit“ zu nehmen – es sei denn, Claire hätte Interesse an einem weiteren „Trip“ und sie wünschte, in seiner Begleitung zu sein.

Claire hatte am Morgen noch geschwankt: Sollte sie den neuen „Trip“ wagen? Und gleich an diesem folgenden Tag? – Doch wie viele Tage würde sie überhaupt noch Gelegenheit dazu haben? Die drei anderen hatten erklärt, in zwei oder drei Tagen würden sie abreisen. Als Sybille ihre Bereitschaft äußerte, war auch für Claire die Entscheidung gefallen: Sie wollte den Fortgang der gestrigen Geschichte erleben – und sie zweifelte nicht, dass eben dies geschehen würde. Und je mehr sie sich auf diesen Gedanken einließ, fühlte sie schon wieder brennende Neugier.

Als alle drei, Marcel, Claire und Sybille, beim Abrisshotel eintrafen, fanden sie den Kellerraum leer. – Marcel wusste schnell die Antwort: Es gab einen zweiten dahinter gelegenen, kleiner und noch dämmriger, mit nur einem Fenster.

Seit Roland und Jacqueline vermuten mussten, dass man durch das erste der zwei Fenster Einblick hatte auf das dort heimlich eingerichtete Lager, hatten sie es vorgezogen, den Raum zu wechseln. Dort saßen sie bereits, längst versunken in ihren eigenen Trip.

Marcel verteilte das Pulver aus dem wieder nachgefüllten Tütchen. Sybille kannte die Warnung: die Minuten der zunächst einsetzenden Übelkeit. So

vorgewarnt, empfand sie die Wirkung eher gering, sie meinte zunächst sogar, sie bliebe ganz aus. Dann war es doch für längere Augenblicke wie ein harter Griff in die Eingeweide, es schien, als würden von dort alle Nerven und Adern zum Glühen gebracht. Es verging nach und nach.

Was dann folgte, sollte sie mehr und mehr in einen Sog lebensvoller Bilder ziehen – wie Claire es ihr bereits angedeutet hatte. Auch sie hatte etwas Vergleichbares bisher nie erlebt.

2. Teil

Im Frankreich der Vorrevolution

Kapitel eins / SYBILLE:

Die zerbrochene Glaskugel

Sybille sah sich vor einem grünen wollenen Vorhang stehen, der ein kleines Zimmer von einem schmalen Flur abtrennte, in dem sie stand. Der Vorhangstoff war schwer und dicht, und doch ließ er in blassen Umrissen die karge Zimmereinrichtung erkennen: eine alte Holzkommode, einen Tisch und drei Stühle. Außerdem hatte der Vorhang ein münz-

großes Loch auf der rechten Seite, zu dem sie sich allerdings mühsam hinaufstrecken musste.

Am Tisch saßen zwei Frauen und sie lauschte ihren Stimmen. Die eine war schon betagt, ihre Hände ruhten auf einem Stock, den sie zwischen den Beinen hielt. Auf ihrem zerfurchten, von grauen Haaren eingerahmten Gesicht lag ein Ausdruck von großer Freundlichkeit und Geduld. Die andere Frau, noch dunkelhaarig, war nur in der Rückenfront zu sehen, sie sprach mit etwas herrischer, eifernder Stimme.

Sybille wusste, dass sie ein junges Mädchen war und sich in einem kleinen Haus am Rand eines dichten Waldes befand. Sie blickte um sich. Die gebogenen rußgeschwärzten wurmstichigen Deckenbalken über ihr, die ausgefransten Vorhänge vor den Fenstern und in den Türrahmen, die in diesem Haus die Türen ersetzten – alles war ihr sonderbar vertraut.

Die beiden Frauen im Zimmer saßen über ein Buch gebeugt, jetzt sprachen sie eher tuschelnd, die jüngere von ihnen, von der anderen Judith genannt, wieder mit eifernder Stimme und auch die ältere nun in leiser Aufregung. Es handelte sich ihren Worten nach offenbar um ein Buch von großer Kostbarkeit und es hatte selbst eine geheimnisvolle Geschichte, bevor es der Frau, die Judith hieß, in die Hände geraten war.

Die Alte erhob sich und brachte einen gleichfalls kostbaren Gegenstand von der Holzvitrine an den Tisch: eine große Glaskugel. Die jüngere nahm sie gründlich in Augenschein. Die Alte erzählte, dass

diese Kugel schon im Besitz ihrer Großmutter und deren Mutter gewesen sei.

Vom Fenster kam in diesem Moment ein Geräusch. Sybille reckte sich an das Vorhangloch. Eine größere Gestalt entfernte sich rasch in das dichte Buschwerk, blickte sich nochmals um, flüchtig erkannte Sybille, dass dieser Mann eine weiße Jacke und darüber einen braunen offenen Mantel und ein grünes Barett trug.

Die jüngere der zwei Frauen, Judith, sprang auf und eilte zum Fenster. Dabei riss sie versehentlich die Kugel vom Tisch. Die schlug klirrend am Boden auf und zerbrach. Der Mann mit dem grünen Barett hätte sich längst zwischen den Büschen davongemacht.

Die alte Frau bückte sich zu der zerschlagenen Kugel und sammelte die Teile ein. Ein schweres Unglück! Es war nicht nur der materielle Verlust, über den sie klagte. Es bedeutete ein böses Omen. Große Sorge lag plötzlich auf ihrem Gesicht.

Sie warf einen Blick zum Vorhang. Sybille duckte sich. Es gab kein Verbot, an diesem Vorhang zu stehen. Doch auch die Erlaubnis, fremden Gesprächen zu lauschen, gab es nicht. Sybille beeilte sich hinter einen der anderen Vorhänge und betrat die kleine Küche. Ein angeschnittener Laib Brot lag auf dem steinernen Herd, in den Ecken standen Tonkrüge, einer mit Gurken, ein anderer mit Rüben gefüllt. Daneben befanden sich kleinere Krüge, in zweien Fett, in einem dritten und vierten Marmelade und Honig.

Sybille fühlte, dass sie etwas Nützliches tat, wenn sie den Herd zu reinigen begann.

Eine große Unruhe hatte sie ergriffen. Sie ging aus von dem Mann mit dem grünen Barett. Auch wenn er längst verschwunden war – sie wusste, es war eine Spur, die auf ein Unglück zusteuerte, und auch die zerbrochene Glaskugel hatte es böse bestätigt.

Die „weiße Hexe“ und Heilerin

Das zerfurchte Gesicht der Alten schob sich nahe an ihres.

Sybille erwartete einen Vorwurf, einen wenigstens kleinen Ausbruch von Zorn. Doch das Gesicht blieb gütig, gekerbt wie von Runen, die immer nur weise und freundlich sein konnten.

Plötzlich sah sie sich neben der Frau einen schmalen Waldweg auf ein Dorf zugehen. Sie wusste jetzt, dass die Alte ihre Großmutter war. Sie wohnte mit ihr in dem kleinen Waldhaus, schon viele Jahre, eine Mutter und einen Vater kannte sie nicht.

Die Großmutter ging über Land und besuchte die Höfe der Bauern. Man begrüßte sie mit Ehrerbietung. Wieder einmal wurde ihre Ankunft dringend erwartet. Im Stall lagen drei Kühe im verkoteten Stroh, die nicht mehr die Kraft hatten, aufrecht zu stehen. Auch zwei Ziegen waren krank, von Zeit zu

Zeit überfiel sie ein fiebriges Zittern. Die Großmutter zog den kleinen Schemel, den sie auf der Schulter mit sich trug, auf den Boden, nahm Platz und verweilte viele Minuten vor dem erkrankten Tier, mal mit gründlich musterndem Blick dann mit geschlossenen Augen. Schließlich begann sie, Salben verstreichend und Sprüche murmelnd, mit ihrer Heilzeremonie.

Der Bauer und seine Familie umstanden sie mit scheuem Respekt. Man wusste von vielen „Wundertaten“, die sie an den erkrankten Tieren vollbracht hatte. Manchmal allerdings erklärte auch sie, Trauer im Gesicht, dass sie dieses oder jenes zu ihr geführte Tier nicht mehr retten könne.

Die Großmutter verlangte keine Entlohnung für ihren Dienst, doch die Bauern beschenkten sie mit Naturalien, manchmal so reich, dass sie diese nicht nach Hause tragen konnte und dann die Bauern selbst eintrafen, um das Geschenke abzuliefern.

Solange die Großmutter als Heilerin und weiße Hexe durch die Dörfer ging und die Bauern sie verehrten und liebten, würde es in dem kleinen Waldhaus, das war gewiss, keine Not geben.

Da geschah es wieder: Vor einem der Höfe, den sie gerade besucht hatten, traf erneut der Mann mit dem grünen Barett ein. Sybille erkannte im Dunkel des nahen Abends sein Gesicht, ein hartes tückisches Grinsen blitzte darauf. Wieder entfernte er sich rasch. Doch diesmal hatte er etwas verloren. Es blinkte silbern auf dem Weg, über den er eben ent-

schwunden war. Sybille hob es auf: der Deckel einer Tabakdose. Ein kleines Konterfei und einige Buchstaben waren hineingestanz.

Sie ließ den Deckel in die Tasche ihres rauhen Obergewands gleiten, sie umklammerte ihn mit der Faust.

Die Spur, die auf die Zukunft eines Unheils zu führte – sie war wieder aufgetaucht. Und es würde nur eine Station auf einer Straße vieler Stationen des Unheils sein. Doch diese erste Station war nah, und es gab keine Macht es aufzuhalten.

Die Hexenverbrennung

Es war geschehen.

Sybille blickte auf den aufgerichteten Scheiterhaufen. Zwei bärtige Männer mit Felljacken griffen roh nach der alten Frau, die doch keinen Ansatz eines Widerstands zeigte, zerrten sie von dem Karren und schleiften sie auf die Reisigbündel. Sie banden sie an den Pfahl. Zwei Geistliche standen an der Seite und murmelten monoton ihre Gebete.

Der Scheiterhaufen wurde entzündet, es umgab ihn eine Menschenrunde, in deren Blicken sich Beklemmung, Verstörung und Neugier mischten. Auch Kinder befanden sich unter ihnen. Die Flammen fraßen sich in die Höhe, dichter Qualm breitete sich aus. Das Murmeln der Geistlichen wurde lauter, ihre

Stimmen lagen wie im Streit mit den jetzt doch einsetzenden Schmerzensschreien der Alten, die so lange tapfer geschwiegen hatte.

Sybille fühlte es wie eine eiserne Kralle, die sich um ihr Herz legte und es zusammendrückte. Sie trug ein graues Obergewand mit weit ins Gesicht hängender Kapuze. Es war ratsam, in dieser Menschenmenge selbst unkenntlich zu bleiben, auch sie konnte der Strahl dieser grausamen Gerichtsbarkeit treffen.

Da war es: jenes Unheil, das keine Macht hatte verhindern können.

Sie schloss die Augen. Sie wünschte, aus diesem Szenario der Schrecken zu verschwinden.

Als sie sie wieder öffnete, sah sie erneut einen Mann mit grünem Barett, ein grauer offener Mantel über einer weißen Jacke. Wieder, nachdem er den Schauplatz flüchtig gesichtet hatte, entfernte er sich rasch ins Gesträuch.

Sybille schloss die Augen erneut.

Doch nur ein anderer dunkler Sog griff nach ihr.

Und auch hier gab es kein Entrinnen.

Die Gefangene

Sybille sah sich in einem dämmrigen Raum mit kleinem vergittertem Fenster und dunkler rostfleckiger Eisentür. Ein Raum von gut zehn Meter Länge - und doch: Es war ein Verlies.

Es mussten viele Jahre vergangen sein.

Sie saß auf einer Matratze, über die Hälfte des Raums war Stroh ausgeschüttet. An ihrer Seite hockte ein kleines etwa achtjähriges Mädchen mit rot-blonden Locken, auf dem Schoß ein bunt bemaltes Schaukelpferdchen. Ein entzückendes Kind mit einem doch traurigen Schimmer im Blick. Auf der linken Schläfe hatte es, klar zu erkennen, ein Muttermal.

Sybille wusste, es war ihr eigenes Kind.

Zwei Männer betraten die Zelle, der eine mit rot-blondem Haar, er war in mittleren Jahren und schon leicht korpulent, der andere hochgewachsen und schlank; beide in vornehme Samtroben gekleidet.

Der ältere hatte dem Mädchen ein Geschenk mitgebracht: für das kleine Schaukelpferd einen genau passenden kleinen Reiter. Der jüngere schenkte ihr, freundlich lächelnd, eine kleine Tüte mit Rosinen. Doch hinter der Freundlichkeit des Jüngeren verbarg sich etwas, Sybille spürte es deutlich und es berührte sie unangenehm. Den Kopf zum andern gebeugt rollte er genüsslich die Augen und sprach von „Frischfleisch“ - dass man dafür aber noch etwas

warten müsse; er machte, verstohlen lachend, die Andeutung kleiner Brüste.

Sybille sah sich aufspringen. Der junge Mann wich zurück – offenbar blitzte ein feindlicher Ausdruck aus ihrem Gesicht, so hart und entschlossen, dass es ihn erschreckte.

Auf einmal griff der Ältere ihren Kopf und begann sie mit Leidenschaft abzuküssen. Diese Leidenschaft, diese Innigkeit seiner Küsse war echt. Sybille ließ es ohne Widerstand geschehen, als er sie in den Armen wiegte, fühlte sie ein warmes Glück durch ihre Adern strömen.

Der Mann war ihr Liebhaber, wohl schon seit Jahren, der Jüngere Schlanke war sein Bruder, der hübschere von den beiden, doch hinter dem Schimmer seines glatten Lächelns und seiner Eleganz gab es diesen zweiten Schimmer, in dem ein Schatten und etwas Bedrohliches lag.

Sybille fühlte noch immer den Rausch der Küsse, der Liebesumarmung, ihr Kind, das wusste sie jetzt, war daraus hervorgegangen.

Was hielt sie und die kleine Tochter in diesem Verlies gefangen?

Wie war sie hierher geraten?

Warum hatte der Mann, der ihr Liebhaber war, nicht die Macht, sie daraus zu befreien?

Die Szene riss plötzlich ab.

Sobald die Küsse enden würden, das war ihr bewusst, blieb ihr nur wieder dies kalte feuchte Kellerverlies mit dem Geruch von moderndem Stroh. Es

blieb stumm und bedrückend, auch wenn sie die warme Hand ihrer kleinen Tochter fühlte. Sie hätte viel darum gegeben, diesem dämmerigen Raum entfliehen zu können. Doch schon seit Jahren hielt er sie fest.

Die verfolgte Kutsche

Sybille sah sich plötzlich in einer Kutsche sitzen. Der Kutscher trieb die Pferde zu einem wilden Galopp. Eine andere Kutsche befand sich hinter ihnen und verfolgte sie.

Es ging über gepflasterte Straßen und durch enge Gassen. Sybille sah an sich herab. Sie trug schwarze Männerhosen und ein frackähnliches Obergewand. Auf der Oberlippe klebte ihr ein kleiner Bart.

Jemand saß neben ihr – gleichfalls in Männerkleidung, und sie wusste doch im selben Moment, dass dieser Begleiter ebenfalls eine Frau war. Auch sie trug ein Lippenbärtchen und dieses weiße Hemd, das mit einem üppigen Plüschkragen verziert war. Und sie wusste darüber hinaus: diese Frau war ihr gut bekannt.

Sie war ihr nicht nur bekannt. Es handelte sich um Claire. Und dies war wieder etwas, was sie zutiefst verwirrte und was sich im Moment nicht einordnen ließ.

Jetzt bogen sie in Richtung einer Gasse ab, und die beiden Frauen sprangen hinaus. Hinter ihnen Schritte: Sie wurden weiter verfolgt – ein Mann mit gezogenem Säbel, ein grünes Barett auf dem Kopf.

Sybille wollte sich der Dramatik dieser Verfolgung nicht länger aussetzen. Sie hatte genug erlebt, genug gelitten. Warum waren es in solcher Fülle Bilder voll Düsternis und Schrecken, die sich überall vor ihr auftaten? Bilder, die sie ansprangen und vereinnahmten mit einer Intensität, dass sie sich unwillkürlich damit identifizierte und die sie jede Realität vergessen ließen, in der sie doch nur die Beobachterin war. Es schien wie eine eigene Realität, im Moment des Erlebens nicht weniger wirklich als die ihr sonst alltäglich vertraute.

Sie schlug die Augen auf.

Kalte Nässe strömte durch ihre Nase ein.

Es war wie das eben noch gefühlte Verlies.

Vielleicht doch nur alles eine sonderbare Form des Traums?

Sicher war: Sie hatte so niemals bisher geträumt.

Claire und Marcel saßen, gegen die Wand gelehnt, schon mit offenen Augen neben ihr, beide noch jenen Ausdruck von Benommenheit und Entrückung auf dem Gesicht, der wohl auch ihr eigener war.

Sybille fühlte nicht, dass sie reden wollte. So wenig es wohl auch die beiden anderen wollten.

Sie wusste nicht klar, was sie sich von dem „Trip“ mit diesem Schamanenkraut versprochen hatte. Doch

dies war etwas, das über alles Erwartete hinausging. Und es schien sie ganz persönlich zu betreffen.

Viele Minuten waren in Schweigen verstrichen. Jetzt blinzelte Sybille zu Claire. Sie hoffte auf den Moment, in dem diese Bilder sich auflösen und wieder völlig verschwinden würden. Doch diese Bilder, in ihrer Fülle und Eindringlichkeit, waren zäh. Und immer wieder, wenn die anderen doch endlich blässer zu werden und zu versinken begannen, behauptete sich dieses eine: der leidende Mädchenkopf mit dem Muttermal auf der linken Schläfe.

Das Lagerfeuer - der Scheiterhaufen

Jacqueline und Roland befanden sich bereits bei den Zelten, als Marcel und mit ihm Claire und Sybille zurückkehrten.

Auf dem abendlichen Campingplatz wurde wie an den vorangegangenen Tagen wieder das Lagerfeuer entzündet.

Sybille, Claire und Marcel schwiegen vor sich hin. Manchmal huschten vorsichtig taktierende Blicke vom einen zum andern, doch noch immer war keiner zum Reden aufgelegt.

Roland dagegen zeigte sich gut gelaunt. Sein Fuß „funktionierte“ wieder – nachdem Jacqueline gestern und heute permanent „ihre Heilenergien darüber ausgekippt“ hatte, wie sie es selbst formulierte.

Die Flammen wuchsen in die Höhe. Sybille verlor sich mit den Blicken darin. Und jetzt verwandelte

sich das Feuer. Es loderte auf einem Berg von Reisigbündeln. Beißender Qualm stieg auf und inmitten des Qualms formten sich Fratzen, Gesichter erstarrt in Schrecken und Faszination. In das Knistern des Feuers mischten sich Schmerzschreie und monotones Gemurmel.

Marcel hatte sich für einige Minuten entfernt. Jetzt kehrte er zurück, ein nasses Handtuch über dem Kopf. Sybille sah ihn sich gegenübersitzen, hinter züngelnden Flammen und schwarzen Rauchkringeln. Dies war kein Handtuch. Marcel hatte ein Barett auf dem Kopf.

Sybille drehte sich fort, sie wischte das Bild beiseite, sie blickte erneut. Marcel saß ihr gegenüber, das nasse Handtuch auf dem Kopf. Doch diese Gesichtszüge – waren sie ihr bekannt? Nein, sie hatte diesen Mann mit dem grünen Barett nie in voller Schärfe gesehen. Diese Ähnlichkeit konnte pure Einbildung sein.

Jetzt lächelte Marcel ihr zu. Doch es war nur der Versuch eines Lächelns. Abrupt erhob er sich wieder und verschwand. Minuten später kehrte er mit zwei Flaschen Rotwein zurück.

Roland, unverändert gut gelaunt, schlug ein Spiel vor: das bekannte Spiel vom Kofferpacken, bei dem von Person zu Person ein neuer Gegenstand hinzugefügt und die sich ständig vermehrende Reiseausstattung wiederholt aufgesagt und nochmals ergänzt werden musste. Nur wer es nach sieben Runden noch

schaffte, durfte die Flasche für einen Schluck an den Mund setzen.

Der Kassettenrekorder dudelte wieder seine Chansons – begleitet vom dunklen Orchester der nächtlichen Brandungswellen.

Ein gleißendes Licht lag über dem Meer des folgenden Morgens.

Alle fünf brachen gemeinsam auf zum Abrisshotel.

Claire und Sybille hatten sich im abendlichen Zelt inzwischen darüber ausgetauscht, was sie im Zustand der Drogentrance erfahren hatten.

Die beiden jungen Frauen hatten begriffen, dass es offenbar eine gleiche Geschichte war, in der sie sich in sonderbar anderen Kostümen agieren sahen, denen einer Jahrhunderte zurückliegenden Zeit, eine Geschichte, die sie mächtig in ihren Bann zu ziehen begann.

Hatten auch die drei anderen damit zu tun?

Sie hatten gegenüber Claire und Sybille bisher nur wenige Sätze über das von ihnen Erlebte preisgegeben, selbst Marcel. Doch auch sie erlebten sich in anderen fremden Kostümen, in anderen Zeiten. Und nun zunehmend in einer Zeit, die die eines nachmittelalterlichen Frankreichs war; einer Zeit vor Aufklärung und Revolution; einer Zeit der Postkutschen und ungepflasterten Reisewege; einer Zeit, in der man häufig blutige Schlachten bestritt, in Eisenrüstung und zu Pferd; einer Zeit noch feudaler Gesell-

schaftsstrukturen und einer unüberbrückbaren Kluft zwischen Adel und hart arbeitendem Bauernvolk, das oft in Armut und Elend vegetierte. Auch sie erlebten als Schauplatz häufig das alte Paris.

Konnte es auch in ihrem Fall eine gleiche Geschichte sein? - Es erschien in einer Art unglaublich und überraschend, dass man es schwer akzeptieren konnte. Es gab nur einen Weg, in dieser Frage Sicherheit zu erlangen: das Experiment fortzusetzen.

Kapitel zwei / SYBILLE:

Die magische Sommernacht

Erneut sah sich Sybille als junges Mädchen mit der Großmutter über das Land ziehen. Wieder kümmerte sich die selbst schon gebrechliche Alte, die man überall als zauberkundige Frau und „weiße Hexe“ verehrte, um die kranken und alten Tiere der Bauern auf den Höfen, strich Salben auf und murmelte, die Hand auf die kranken Körper gesenkt, ihre Heilgebete.

Jetzt näherte sich eine besondere Nacht. Es ging auf Johanni zu. Die Großmutter hatte über Tage aus Blüten- und Knollenextrakten ein sonderbares Getränk hergestellt, über das sie jedoch nichts weiter verriet; sie schenkte es zur Abendmahlzeit ein statt des üblichen Tees, gegen Mitternacht wurde Sybille

aus ihrem Schlaf geweckt, sie trat mit der Großmutter in eine mondhelle Sommernacht.

Die alte Frau ging voran. Dem Bach folgend kamen sie auf die nahe Waldwiese. Sie war überleuchtet von Sternen. Und überall das silberhelle Mondlicht. Es tanzte auf zitternden Zweigen, auf den im Nachtwind flüsternden Blättern.

Sybille rieb sich mehrmals ungläubig die Augen, doch ganz gewiss war sie wach, wenn es auch eine besondere Art des Wachseins war. Um jede der Waldwiesenblumen schimmerte jetzt, so nahm sie wahr, eine farbige Aura. Unter dem Mondlicht verwandelte sich die Wiese geheimnisvoll in einen silbernen See.

Es waren die Bodennebel, die herzogen vom nahen Bach. Doch diese Nebel selber schienen lebendig. Es lösten sich Gestalten daraus – Wesen von feenhaftem Aussehen, kleine und größere, sie schwebten über den Sträuchern, tanzten, wirbelten, selbst prismenfarbig schimmernd.

Die ganze Wiese, der ganze Wald erschienen belebt – von Naturgeistern, so wie es die alten Volksagen berichteten.

War es die Wirkung jenes seltsamen Gebräus, das die Großmutter ihr am Abend verabreicht hatte? War seine Wirkung die, dass es Trugbilder erzeugte und Unwirkliches vorgaukelte? War es im Gegenteil so, dass ein graues alltägliches Gewohnheitssehen darin aufgehoben war und sie nun die Natur in ihrer

eigentlichen wahren Lebendigkeit erfuhr, einem neuen magischen Glanz?

Dieser Moment von überwältigendem nächtlichen Naturzauber war wie eine gemeinsame Feier. Sybille spürte zugleich, dass es die Stunde eines Abschieds war. Sie würde die Großmutter verlieren, wie sie früh ihre Eltern verloren hatte. Sie würde völlig allein sein, ohne Beistand und Schutz.

Und da geschah es bereits. Wie eine schwarze Hand schob sich das Unheil ins Bild.

Am frühen Abend kam sie vom Beerensammeln heim, da entdeckte sie drei Reiter vor dem kleinen Haus. Rasch duckte sie sich zwischen die Sträucher.

Die bewaffneten Männer drangen ins Haus ein, nur wenige Augenblicke später waren sie zurückgekehrt, die Großmutter zwischen sich, der eine hob sie zu sich aufs Pferd, das Gesicht der Großmutter schimmerte grau, es war ohne Ausdruck von Widerstand und Empörung, sogar ohne Ausdruck von Schmerz. Sie drei Reiter entfernten sich auf das nahe Dorf zu.

Sybille saß, in Schreckensstarre gefangen, noch lange in ihrem Versteck. Endlich betrat sie das Haus. Stille. Unerträgliche Geräuschlosigkeit. Sie wusste, an diesem Ort lauerte weiter Gefahr, auch für sie. Sie galt den Leuten der Gegend, so wie die Großmutter, als Hexenkundige. Sie würde auf Dauer nicht bleiben können.

Die andere „weiße Hexe“: Judith

Sybille hatte sich auf die Frau besonnen, die die Großmutter mit dem geheimnisvollen Buch besucht hatte. Sie wusste ihren Namen: Judith. Und sie hatte eine ungefähre Vorstellung von der Ortschaft, in der sie zu finden war.

Plötzlich – sie musste über Tage gewandert sein und hatte die Suche schon mehrmals aufgegeben – stand sie bei ihr vor der Tür.

Judith sah sie nicht gerne kommen. Sie hatte von der Festnahme der Großmutter erfahren, und sie wusste, dass sie selbst unter Beobachtung stand. Es gab zwei fanatische Geistliche in dieser Gegend, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, alles „Hexenwesen“ ein für alle Mal auszurotten. Es war klüger, selbst durch nichts auffällig zu werden, was den Verdacht einer Hexentätigkeit nähren konnte.

Die Großmutter hatte die häufigen Warnungen in den Wind geschlagen. Selbst wenn der Großteil der Menschen in den benachbarten Dörfern sie verehrte und dankbar war für ihr Kommen, es gab immer jene, die sie mit Misstrauen sahen und als Teufelswerk betrachteten, was sie tat, denn es war nicht von der Kirche gesegnet. Und immer und überall gab es die Denunzianten.

Endlich, vielleicht nach Tagen, hatte sie doch die Zuneigung von Judith gewonnen.

Judith zeigte ihr ihre Zauberbücher – es waren zwei.

Es handelte sich um zwei dicke handgeschriebene Mappen. Ein Reisender aus Spanien hatte sie mitgebracht. Er war eine Zeit lang der Liebhaber von Judiths Mutter gewesen, als er zu einer Schlacht zur Unterstützung des Königs ausritt, kehrte er nicht mehr zurück. Eines der Bücher stammte ursprünglich sogar aus Mexiko, wie er behauptete. Es waren Rituale der Ureinwohner darin gesammelt. Das andere Buch, gleichfalls ein Buch gesammelter Zauberrituale, enthielt Zaubersprüche und rituelle Anweisungen aus Arabien und Afrika. Alle diese Rituale hatten ihre Jahrhunderte alte Tradition.

Es handelte sich um eine Mischung aus Heilzauber und einer Magie der Schutzrituale, die auch die Macht haben konnten, einen Gegner und Feind in ein schweres Unglück zu stürzen, sogar seinen Tod herbeizuführen. Solche Wirkungen auszulösen, erforderte eine jahrelange Übung und große Konzentration. Doch Judith wusste von ihrer Mutter, die damit zu praktizieren begonnen hatte, dass sie gelegentlich eine solche magische Einflussnahme zu Stande brachte. Eine Erschwernis bedeutete der spanische und lateinische Text. Die Mutter hatte mit der Übersetzung begonnen und den Text auf Französisch an den Rand geschrieben, doch das war nur der kleinere Teil.

Eines der ursprünglich afrikanischen Zauberrituale, das übersetzt war und mit dem Judith sie jetzt

vertraut machte, erforderte höchst sonderbare Utensilien: einen Schädel, eine tote Ratte, eine besondere Muschel, die den Namen Kauru-Muschel trug, das Blut eines Huhns. Der Autor des Buches hielt nicht zurück mit dem Kommentar, dass es sich um den Zauber einer bösen Verhexung und schwarze Magie dabei handelte.

Judith hatte den Ehrgeiz entwickelt, selbst eine „Zauberkundige“ zu werden. Und dass es sich teils um Schwarze Magie handelte, schreckte sie nicht ab. Es waren Mittel der Notwehr, wie sie es sah. Es war die unverzichtbare Antwort auf die Brutalität der Häscher und die Nachstellungen einer nur dem Namen nach christlichen Kirche.

Ob Sybille, wenn sie bleiben wolle, einverstanden sei, gemeinsam mit ihr zu üben und zu lernen?

Wollte sie bleiben?

Doch wenn sie es nicht wollte – wo sollte sie hin?

Die Hexenjäger

Wieder war eine Zeit vergangen, vielleicht Wochen.

Sybille verabschiedete sich. Sie wollte zum Haus der Großmutter zurück. Sie wollte in Erfahrung bringen, wie es der Großmutter inzwischen erging, die ihren Prozess erwartete. Und sie wusste: Für sie selbst war höchste Vorsicht geboten.

Judith hatte ihr ein loses Blatt aus einem der Bücher mit auf den Weg gegeben. Es enthielt ein bestimmtes Schutzsymbol, das in Gefahrensituationen Unsichtbarkeit verleihen sollte.

Auf ihrem Weg traf Sybille zweimal mit der Gruppe dreier Reiter zusammen – sie erschienen ihr gleich bekannt. Sie trat hinter einen Baum, und die Reiter preschten vorbei. Plötzlich kehrten die Reiter noch einmal zurück. Sybille duckte sich nur in das kniehohe Gras, zum Ausweichen blieb keine Zeit, und wieder zogen die Reiter in schnellem Galopp an ihr vorbei.

Plötzlich sah sie sich auf einem Dorfplatz stehen.

Man hatte die Dorfbevölkerung zusammengetrommelt, ein Dekret wurde verlesen. In einer offenen Kutsche saßen zwei Geistliche, beide in schwarzen Gewändern, beide hatten sie die scharfe Nase und den Blick eines Habichts, doch der eine war langhalsig und dürr, der andere hatte einen Stiernacken und ein rotleckiges fleischiges Gesicht.

Unter Androhung der Todesstrafe wurde jedes „Hexenwirken“ hier und überall sonst im Land untersagt. Auch wer ein solches Hexenwirken nicht zur Anzeige brachte, musste mit schwerer Bestrafung rechnen. Der Vorleser, ein noch jüngerer Mann mit der Stimme eines bellenden Hundes, befestigte das Dekret schließlich an einem Baum.

Sybille wusste, dass sie zu spät kam.

Das Urteil über die Großmutter war schon gesprochen.

Sie versuchte, die Bilder abzuwehren. Doch der Widerstand blieb zwecklos. Wieder war sie vor die brennenden Reisigbündel des Scheiterhaufens gezogen.

Ihr ganzes Inneres war wie ein Schrei, den sie doch in lautloser Ohnmacht in sich gefangen halten musste.

Der Scheiterhaufen war niedergebrannt. Die völlig verkohlte Leiche umgaben letzte glimmende Zweiggerippe und glühende Ascheberge.

Die beiden Geistlichen trafen ein.

Sie waren aufs höchste erzürnt. Sie hatten dem Schauspiel beiwohnen wollen. Nun hatte man ohne sie die Verbrennung vollzogen. Sie wollten den Verantwortlichen sprechen. Der beteuerte, bereits einen Tag vergeblich gewartet zu haben. Eine Datumsverwechslung. Die Geistlichen schimpften und fluchten.

Der Dürrhalsige gab seinem Kutscher Anweisung, wieder abzufahren. Der preschte davon. Nach knapp hundert Metern brach ein Rudel von Wildschweinen aus dem Dickicht hervor. Die Pferde scheuten, sie bäumten sich auf und jagten in Panik weiter. Die Kutsche kippte am, der Geistliche blieb mit seiner Robe am Gestänge verfangen, die Pferde schleiften ihn über den Boden, nochmals ging es eine Strecke von hundert Metern über das harte Geröll des Wegs.

Die Bauern und Dorfleute folgten. Sybille schloss sich ihnen an.

Der Geistliche zeigte kein Lebenszeichen mehr.

Sybille war wieder zum Haus von Judith zurückgekehrt.

Sie fand es leer.

Judith hatte ihr den geheimen Aufbewahrungsort der beiden Bücher gezeigt. Er befand sich hinter einer Holzvertäfelung unterhalb des alten Küchentisches.

Sybille öffnete das Versteck.

Die Bücher waren fort.

Sybille verbrachte einen Tag oder auch mehrere Tage wartend im Haus.

Judith kehrte nicht heim.

Was war mit Judith geschehen?

Eines wusste sie inzwischen, es war wie jenseits aller Zweifel: Auch Judith gehörte der Gruppe an, die im Abrisshotel mit dem Drogenkraut experimentierte.

Judith war Jacqueline.

Das Verhör

Sybille sah sich im Seitenraum einer Kapelle.

Sie hatte die Hände auf dem Rücken gefesselt.

Vor ihr ein Tisch, an dem drei Männer saßen, zwei in den schwarzen Roben von Geistlichen. Den einen kannte sie: Es war der Mann mit der Habichtsnase

und dem stechenden Habichtsblick, der Mann mit dem Stiernacken. Zwei Bücher lagen neben seinem aufgestützten Arm.

Man verhörte sie. Sie hatte „Hexenzauber“ betrieben – auf dem Gehöft eines Bauern, dem drei seiner Ziegen verendet waren. Sybille wusste, der Mann hatte sie um Hilfe gebeten, auch die anderen Ziegen zeigten die rätselhaften Krankheitssymptome, sie konnte sich dem verzweifelten Hilferuf nicht entziehen. Sie hatte die Großmutter bei Dutzenden ihrer Wege auf die Höfe begleitet und auch ihre Heilsprüche hatten sich ihr nach und nach eingeprägt.

Nach diesem Weg zum Gehöft des Bauern hatte man auch sie verraten.

Man hatte ein Blatt mit magischen Ritualen bei ihr gefunden. Der Stiernackige hob es jetzt in die Höhe – und etwas Zweites geschah, das ihr den Atem zum Stocken brachte: Er setzte es ein in eines von den zwei Büchern, die auf dem Tisch lagen, es passte mit dem abgerissenen ausgefransten Rand nahtlos hinein. Dieser Mann verfügte über die beiden Magiebücher.

Plötzlich wusste sie seinen Namen: Monsieur le Marchard. Unbestimmt spürte sie, er würde noch häufiger in ihrem Leben auftauchen.

Der dritte Mann der drei Verhörenden war ein noch jüngerer weltlicher Richter mit rötlichem Haarschopf. Sybille merkte, dass er mit träumendem Blick an ihrem Gesicht hing. In einer Pause des Verhörs schlich er zu ihr und malte ihr die Schrecken

der Folter aus, die auf sie warten würde, wenn sie nicht freiwillig gestand. Diese Folter würde voll grausamer Schmerzen sein, viele, die um jeden Preis standhaft bleiben wollten, waren daran zerbrochen.

Wenn sie gestand, würde er darauf hinwirken, dass der Verbrennungstod ihr erspart bliebe. Wieder spürte sie diesen liebevoll verträumten Blick auf ihrem Gesicht. Er könne ihr nicht allzu viel versprechen, sagte er ihr. Sie würde Gefangene der Kirche bleiben. Doch je mehr er selbst zu höheren Ämtern aufstieg, würde auch sein Einfluss zunehmen.

Sybille sah sich in einem Kellerverlies.

Sie kannte es schon.

Der noch jüngere Richter besuchte sie. Seit Monaten war er ihr Liebhaber. Seine Nähe war ihr nicht unangenehm. Vielleicht erwiderte sie seine Liebe nicht in der gleichen bedingungslosen Zuneigung. Doch so oft er kam, war es für sie ein Feiertag.

Er brachte auch immer einen Korb voll leckerer Speisen für sie: frischen Schinken, gekochte Eier und warm duftenden Kuchen.

Er hatte für sie durchgesetzt, dass sie während des Sommers als Gefängnisgärtnerin arbeiten durfte. Alles in allem: Es war ein fast erträgliches Leben.

Wieder war ein Jahr vergangen.

Ein Kind war geborgen, ein Mädchen.

Sybille taufte es Bernadette.

Der Richter, ihr Liebhaber, versicherte ihr, dass niemand es ihr wegnehmen würde und dass sie es hier im Gefängnis großziehen dürfe – bis diese Gefangenschaft einmal vorüber sei.

Und das würde er in die Wege leiten. Sicher, sie müsste sich noch eine längere Zeit in Geduld üben.

Das Mädchen lag in ihrem Arm. Es hatte ein Muttermal auf der linken Schläfe.

Kapitel drei / CLAIRE:

Das Kellerversteck

Auch Claire trieb in einer Flut von Bildern dahin.

So oft sie sich selbst als junges Mädchen oder als junge Frau wahrnahm, war dies in einer Rolle als Magd oder als Hausdienerin, immer stand sie im Stall und vor Schweinetrögen, molk Kühe oder scheuerte Fußböden und putzte rußige Scheiben blank. Sie tat es meist mit Verdruss - ein Verdruss, der sich auch jetzt bis zum Überdruss steigerte. Sah sie sich in etwas reiferen Jahren, war dies verändert, sie trug vornehme Kleider und ging wenig zu Fuß, stattdessen saß sie in einer gut gefederten Kutsche. Was war geschehen? Ein Mann? eine gute Partie?

Die Bilder taten ihr nicht den Gefallen, diesen Mann an ihrer Seite auftauchen zu lassen.

Ein Mann, der häufiger ins Bild trat, war ein bärbeißiger alter Herr, glatzköpfig und schon im ganzen Gesicht schwer zerfurcht, er litt an Gallenkoliken und schikanierte seine Umgebung nach Kräften. Und auch hier sah sie sich wieder nur in einer Dienstmagdrolle, er schikanierte auch sie. Nach einem dieser cholerischen Anfälle lief sie davon. Doch wusste sie: Für die Arbeit, die sie im Haus leistete, schickte er Geld an ihre Familie, vor allem an die kleinen Geschwister. Ihre Eltern waren arm und rechneten auf ihre Hilfe. Sie musste es durchhalten. .

Das Haus, in dem sie ihre Arbeit tat, war ein größeres Landhaus mit zwei Seitenflügeln und einem gewölbten kupferbelegten Dach, das inzwischen allerdings weitgehend eine grüne Farbe angenommen hatte. Auf die Entfernung hätte man es für ein bescheidenes Schlösschen halten können, jedenfalls zeigte es einen gewissen Wohlstand seines Besitzers an.

Claire sah den galligen Alten von Zeit zu Zeit mit einem schweren Schlüsselbund in den Keller gehen, den zu betreten sonst jedem im Haus streng untersagt war. Unbestimmt spürte sie jetzt, dass das Ende ihrer Dienstmagdrollen mit diesem Haus und seinem Keller zusammenhing, es war nicht die glückliche Heirat, die sie zu Wohlstand brachte.

Da geschah es. Der Alte hatte wieder eine seiner heftigen Koliken, am ganzen Körper blau angelaufen kroch er auf allen Vieren über den Boden. Sein Kut-

scher alarmierte den Arzt. Der verfügte die sofortige Einweisung in ein Hospital.

Clairens erster Gedanke war, nachdem die Kutsche außer Sichtweite rückte, der Schlüsselbund. Sie wurde schnell fündig. Er lag nicht unter dem Kopfkissen, doch in einer fast unsichtbaren Kerbe der Matratze befand sich ein kleinerer Schlüssel, es war der zum Nachtschrank und sobald die den Nachtschrank geöffnet hatte, fiel ihr der schwere Bund der eisernen Schlüssel fast entgegen.

Sie öffnete, die Kerze in der Hand, die Kellertür. Sie starrte in dunkle Gänge. Am Ende des einen befand sich zwischen Gerümpel ein kleiner metallener Schrank. Die Schubladen waren verschlossen. Doch der Bund der vielen Schlüssel tat auch hier sein Wunder. Einer öffnete problemlos die linke Schublade, ein zweiter die beiden weiteren. Claire fühlte ein heftiges Zittern durch ihren Arm gehen, das auch das Licht der Kerze in Unruhe versetzte. Die mittlere Schublade war randvoll gefüllt mit Geldbündeln, die rechte enthielt Münzen in solcher Menge, dass sie nur mit Mühe zu öffnen war, in der linken Schublade lagen drei Mappen mit Wertpapieren.

Claire betete das finsterste Gebet ihres Lebens: Sein Inhalt war, dass der Alte die diesmalige Kolik nicht überleben sollte, was sie dann umformte zu dem Satz: dass sich der Herr seiner erbarmen und ihn zu sich nehmen solle.

Drei Tage wartete sie ab. Weder der Alte noch sein Kutscher kehrten zurück.

Wieder wenige Tage darauf hatte sie das Landhaus mit ihrer Familie bevölkert. Nicht nur Eltern und Geschwister kamen, auch Tanten, Cousins und Neffen. Sie feierte das Fest ihres Lebens, alles was an Gaumenfreuden zusammenzutragen war, stand auf den brechend vollen Tischen.

Da aber gab es eine Sorge, die sich verdrängen aber nicht völlig zum Schweigen bringen ließ: Würde der Alte eines Tages zurückkommen?

Er würde zurückkommen, sie wusste es irgendwie schon. Doch bis dahin wollte sie ausschöpfen, was ihr ihr ganzes bisheriges Leben verwehrt hatte.

Kapitel vier / MARCEL:

Der Hexenjäger im Dienst

Immer wieder umgaben ihn Schwaden von Pulverrauch. Dann wieder war es ihm, als ob er unablässig marschierte. Seine Bekleidung, angewachsen wie eine zweite Haut, war eine Uniform. Sah er sich im Pulverrauch stehen, dann hielt er das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonette in der Hand. Immer wieder krachender Kanonendonner, vor ihm und hinter ihm, er übertönte die Schmerzschreie der von der Kugel Getroffenen, die stöhnend, röchelnd in ihrem Blut lagen.

Meist doch marschierte er. Es war ein Hundeleben. Er marschierte und kämpfte, wie die Befehle des Kommandanten es vorgaben. Für wen und für welche Sache er marschierte und kämpfte, blieb ihm verborgen. Es spielte wohl auch keine Rolle. Er war Söldner und fürs Kämpfen und Töten gekauft. Zum Helden war er nicht geeignet. Wo immer er sich zur Seite ducken und einen Fluchtweg ergreifen konnte, zog er dies dem heldenmäßigen Angriff und Sterben vor. Seine am besten entwickelte Taktik war die des Ausweichens, vor allem vor jedem auf ihn gerichteten Bajonette. Er wollte leben.

Das Kämpfen war sein Beruf. Hatte er die Schlacht lebend hinter sich gebracht, erwartete ihn sein Sold. Er musste nie hungern. Und doch: Es war ein Hundeleben.

Er hatte sich, etwas leichtfertig, für die Dauer mehrerer Jahre verpflichtet und diese Unterschrift hielt ihn fest.

Sein jüngerer Bruder war Schäfer. Oft schweiften seine Gedanken zu ihm.

Sie waren beide allein bei dem Vater aufgewachsen. Seine Mutter lernte er niemals kennen, sie starb im Kindbett. Der Vater wusste den Grund: Eine ältere Frau im Dorf hatte die Mutter verhext. Sie neidete der Mutter das hübsche Gesicht. Die finstere Alte lebte zudem in Feindschaft mit der Hebamme, und überhaupt wusste jeder im Dorf, dass sie ein durchtriebenes Wesen hatte und man sie besser mied.

Einmal hatte jemand sie bei einem Hexenritual beobachtet.

Hexen, das lernte er früh, waren gefährlich. Man hatte sie über Jahrhunderte verfolgt, doch wie ein Geschwür wuchsen sie ständig nach. Immer wieder unterlagen Menschen dieser Verführung der schwarzen Künste, Frauen vor allem. Manche von ihnen setzten sie auch zu Heilzwecken ein. Doch es war nur, um den Schein einer guten Absicht zu wahren. Als Hexen waren sie mit dem Teufel im Bund, und der verdarb ihre Herzen, machte sie finster und machtbesessen.

Zu einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens hatte der Pulverdampf sich verzogen und der Kanonendonner war still geworden. Er marschierte auch nicht mehr. Er diente bei einem geistlichen Würdenträger. Der Name des Mannes war Monsieur le Manchard. Er fuhr ihn als Kutscher zu den umliegenden Dörfern und kleineren Städten, wenn er die Kirchengeschäfte im Land kontrollierte. Monsieur le Manchard war ein stiernackiger Mann mit eisernem Willen. Wer bei ihm in Ungnade fiel, musste sich in Acht nehmen. Über Wochen kasteite er sich und fastete. Dann feierte er über ebenso lange Zeiten Fressgelage, meist zusammen mit einem dürrhalsigen Amtskollegen, der trotz dieser Gelage nie fett werden wollte.

Es war jetzt ein leidlich gutes Leben. Er hatte die Gunst des Kirchenmannes gewonnen, weil er sich in einer noch anderen Tätigkeit bewährt hatte: als He-

xenjäger. Für diese vom Teufel besessenen Frauen hatte er geradezu einen Riecher entwickelt. Und es kam einem unstillbaren Verlangen des Kirchenmannes entgegen, so viele von ihnen wie möglich angeklagt und der Gerichtsbarkeit überstellt zu sehen. Er empfand es als seine Mission: die Menschheit von dieser Plage zu erlösen, endgültig und für immer. Würde er einst vor seinem Schöpfer stehen, würde er stolz auf die in seinem Auftrag erlegten Hexen verweisen. Er hatte die Welt, die klare Botschaft der Bibel im Herzen, gereinigt und heller gemacht.

So und ähnlich hörte er ihn sprechen, wenn der Mann ihn in seinem Amtszimmer verabschiedete, väterlich die Hand auf seine Schulter gelegt. Und wenn er erfolgreich gewesen war und die Hexe unter der Folter gestanden hatte, zahlte es sich jedes Mal auch in barer Münze aus. So wie das Lob ihm nachhallte im Ohr, so klingelte auch jedes Mal angenehm der Münzbeutel.

Gern gab er sein Versprechen, in seinem Eifer nicht nachzulassen. Und eigentlich war die Mühe gering. Es war nur die, über Tage hinweg gründlich zu spionieren. Er musste im Anschluss nur die Namen preisgeben, den Rest besorgten die besoldeten Häscher.

So waren etliche Jahre dahingegangen.

Dann geschah ein seltsamer Bruch. Monsieur le Manchard wurde verschwiegen und mürrisch.

Einmal meinte er, von ihm ins Zimmer gerufen worden zu sein, er sah den Kirchenmann mit zer-

furchtem Gesicht über ein dickeres Buch gebeugt, ein zweites lag aufgeschlagen daneben, Monsieur le Manchard scheuchte ihn mit wütendem Fauchen wieder hinaus, er hatte ihn nicht hereingebeten und er wollte ungestört sein.

Marcel spürte, dass die Verwandlung, die mit dem Kirchenmann geschah, irgendwie mit diesen zwei Büchern zusammenhing. Doch die Bilder, die folgten, gaben die Antwort nicht. Jede Konzentration darauf blieb vergeblich.

In den Bildern, die folgten, sah er sich gefangen hinter dem Bretterverschlag eines Kellers. Eine Frau brachte ihm täglich zu essen. Bis zu dem einen Tag, an dem zwei andere Frauen erschienen, eine mit einem Beil. Gnadenlos suchten sie Rache.

Was war der Grund?

Wieder fand er die Antwort nicht.

Sooft er die Frage stellte, sah er sich wie in einem Käfig gefangen. Es war ein äußerer Käfig, wie es ein innerer Käfig war. Die Wände, die ihn umgeben, trugen alle eine geheime Schrift. Und diese Aufschrift war: Schuld. Es bannte ihn, weil es sein momentanes Begreifen so sehr überstieg. Was hatte er getan? Es war ohne jeden Gedanken an etwas Böses geschehen. Und doch: Etwas berührte ihn jetzt, das dunkel war – es war von einem finsternen Schwarz. Was hatte er getan, ohne je Böses zu wollen? Es war wie ein Mühlwerk in seinem Kopf, es ließ ihn nicht frei. Es war ein Mahlwerk, das seine ganze Seele ergriff und ihn zu matern begann.

Kapitel fünf / JACQUELIN:

Die übende junge Hexe

Jacqueline sah ihren Alltag zwischen grauen Klostermauern abrollen. Sie fühlte es wie ein Gefängnis. Gleichzeitig wusste sie, dass sie selbst es war, die dieses Gefängnis als sichere Bleibe gesucht hatte.

Heimlich schrieb sie an einem Buch. Es sollte die möglichst exakte Kopie zweier anderen werden, die man ihr entwendet hatte.

So oft ihr der Moment des Verlustes zu Bewusstsein kam, fühlte sie es noch immer wie einen Messerstich. Sie war über einige Tage zur Beerdigung eines geliebten Onkels gereist. Als sie heimkehrte, führte ihr erster Weg zu der Holzvertäfelung unter der Küchentür. Ihre ins Leere greifende Hand erstarrte wie in einer plötzlich hereingebrochenen Winternacht. Die schlimmste ihrer Befürchtungen war wahr geworden, und doch war es nur dies, was sie längst dunkel geahnt hatte.

Vielleicht hätte sie Gott auch danken sollen. Die Hexenjäger, die vor Tagen in ihr Haus eingebrochen waren, hatten die Räume leer gefunden. Hätte sie die Reise nicht angetreten, wäre noch an eben diesem Tag der Weg in den Kerker gefolgt. Stundenlange

Verhöre, Folterkeller – all dies war ihr schließlich erspart geblieben.

Das Kloster, zwei Tagesreisen von ihrem Haus entfernt, versprach sicheren Schutz. Und gleichzeitig winkte ihr ein alter Mädchentraum dabei zu. Er war entstanden, nachdem sie sich zum dritten Mal traurig verliebt hatte. Jedes Mal war es ein blonder Junge gewesen, fast immer schon im Moment der Begegnung war ihr Herz mächtig entflammt, jedes kleine Zurücklächeln, von dem sie hoffen konnte, es gelte ihr, sog sie gierig ein. Sie stand vor dem Spiegel und flocht ihr Haar zu wunderbaren Kranzzöpfen, doch kein hübsches Gesicht blickte aus dem Spiegel zurück. Ihr breitknöchiges sommersprossiges Gesicht – sie liebte es nicht, und so wenig erwiderte einer jener wilden blondhaarigen Jungen ihr Liebesverlangen.

Also beschloss sie, ihr Herz zu versiegeln. Der grausame Schmerz der verweigerten Liebe sollte es nicht mehr berühren können. Eine Großtante war Nonne und sie wusste durch sie: Wenn man sein Herz Jesus übergab und nur ihm, wurde diese Liebe niemals enttäuscht. Jesus liebte all seine Nonnen, er liebte sie mit der gleichen Bedingungslosigkeit und Inbrunst, mit der sie ihn liebten. In der Stille der Klostermauern war alles körperliche Begehren erloschen. Und der Friede, der folgte, war süß, wie keine Liebe es je hätte sein können.

Jetzt hatte sie den Schritt getan, und sie hatte Schutz in diesen Klostermauern gesucht. Doch die

bedingungslose Eintracht mit Gott und der Friede, der so süß sein sollte, stellte sich nicht ein. Begann sie ihn inmitten einer Andacht für einige Augenblicke zu fühlen, so war er doch in Kürze wieder verflogen, und die anderen Stunden des Tages hauchte die Leere und Kälte der grauen Klostermauern sie an, manchmal so sehr dass sie fröstelte.

Sie schrieb heimlich an ihrem Buch. Es war ein täglicher Kampf zwischen Hoffnung, aufkeimendem Triumph und Verzweiflung. Über viele Seiten der beiden Bücher hatte sie erst nur flüchtig hinweggeblättert, und sie wusste, dass sie keine Macht hatte, die gesehenen Schriftzeichen in ihrem Gedächtnis wieder zum Leben zu erwecken. Anderes war darin aufgewahrt, als hätte sie die aufgeschlagene Seite selber vor Augen. Und doch schlichen sich Zweifel ein. Stand dieses oder ein anderes Wort an genau seinem korrekten Platz? Jeder Fehler, jede kleine Verschiebung konnte das Ritual möglicher Weise zur Unwirksamkeit verdammen.

Ihren größten Triumph hatte sie gefeiert, als sie gegen einen der Hexen-jagenden Geistlichen, einen Mann mit Habichtsnase, Habichtsaugen und dünnen Hals, einen Voodoozauber eingesetzt hatte. Ihr Ritual zielte gnadenlos auf die Vernichtung des Mannes. Tage später erreichte sie die Nachricht, der Geistliche sei nach seiner Beiwohnung einer Hexenverbrennung mit der Kutsche zu Tode geschleift worden, als ein Rudel Wildschweine aus dem Buschwerk hervorbrach.

Als die Mutter sie als junge Frau erstmals mit den Büchern bekannt machte, war es, als öffne sich unerwartet ein neues Fenster in ihrem Leben. War alles durch solche Rituale zu erlangen, auch Reichtum? Auch vielleicht die Liebe eines Mannes? Die Mutter ließ keinen Zweifel daran, dass vor dem Erfolg eine lange und harte Arbeit lag, vor allem Selbstdisziplinierung und die Fähigkeit zur absoluten Konzentration.

Erst im Jahr ihres Todes erlaubte die Mutter, die selber nur selten in den Seiten blätterte, dass auch die Tochter die ersten kleineren Übungen zu praktizieren begann. Es ging darum, allein in Gedanken einen entfernten Ort auszuspähen oder die Gedanken einer Nachbarin im Dorf zu lesen. Sie fühlte sich mächtig beflügelt, denn tatsächlich stellten sich Bilder und Ahnungen ein, und doch blieb ein klarer Beweis und die letzte Gewissheit aus. Konnte sie, allein durch den Willen, Dinge magisch beeinflussen? Den ersten kleinen sicher gefühlten Aktionen des Gelingens folgten die großen Enttäuschungen. Manchmal verkehrte sich das Gewünschte sogar in sein Gegenteil.

Mehrmals erprobte sie die im Stillen neu trainierte Macht gegenüber dem anderen Geschlecht. Es war ein starker Motor in ihr, endlich doch einen Mann zu gewinnen. Die Männer der besseren Gesellschaft und der feineren Manieren doch blieben offenbar gegen jeden Zauber immun. Zwei Bauernburschen, grobe Bauerrüpel, zogen sie nach dem Heimgang

von einem Dorftanzfest zu sich aufs Strohlager, ihre Küsse rochen nach Schnaps und nach faulenden Zähnen, nach einer Abfolge roher Bewegungen und einer schließlich kurzen Aufwallung schiefen sie über ihren nackten Brüsten ein. Dies war nicht, was sie ersehnt hatte.

Und doch hatte es immer wieder eine Reihe kleiner Erfolge gegeben, die sie mit Stolz erfüllten. So hatte sie zweimal ein lästiges Ungeziefer aus einem Garten verbannt. Sie hatte das Haar auf dem Kopf eines Mannes wieder zum Wachsen und einen Ausschlag auf seiner Wange, eine unschöne Rötung, wieder zum Verschwinden gebracht. Der begeisterte Mann, ein Adliger, verehrte sie seit diesem Moment, und er gab neue Wundertaten in Auftrag, für die er sie fürstlich zu belohnen versprach. Leider stellte sich keines der von ihm angeforderten Wunder ein, eine von ihm neu gezüchtete Birnensorte verkümmerte kläglich, und sie trennten sich schließlich im Streit.

Es blieb ein Geheimnis um das Gelingen und Scheitern eines eingesetzten Rituals. Vielleicht dass es nur an ihrer mangelnden Übung lag. Vielleicht aber auch, dass Gott sich doch heimlich einmischte und seinen Segen verweigerte. Oder, wenn der Teufel der Zuständige war, dieser Teufel untätig blieb und seinen Anteil, sich mit Hohn und Höllengelächter davonmachend, nicht leisten wollte.

Die schreibende zweifelnde Nonne

Da war diese Sache mit Gott. Konnte Gott es dulden, dass es einige Zauberkundige gab, die in die Geschicke anderer Menschen manipulierend und magisch eingriffen? Konnte er ein Buch dulden, das Hunderte solcher Rituale sammelte, die dem, der sie kundig ausübte, eine übermenschliche Macht verlieh Magie –: Ihr größtes Versprechen war immer die ungesehen ausgeübte Macht, für die jedes sonst unerreichbare Ziel doch zu greifen war. Eine solche Macht – konnte sie im Einklang mit dem Willen Gottes stehen?

Jacqueline sah sich in Nonnentracht neben der nächtlichen flackernden Kerze Seite um Seite mit Zeichen und Runen bemalen. Sie korrigierte und schrieb um. Sie arbeitete mit Eifer und letzter Konzentration, manchmal war es ihr, als ließe sie ihr Herzblut in diese Zeichen mit einfließen. Doch in einem anderen Teil ihres Herzens nagten die Zweifel. Dreimal am Tag, in noch nachtdunkler Morgenstunde, am Mittag und am frühen Abend wurde ihr während der gemeinsamen Andacht die Hostie gereicht. Sie trank vom heiligen Wein. War es ein gottgefälliges Werk, was sie tat?

Viel Gutes konnte der tun, der mit zauberkundigen Ritualen hantierte. Wie er viel Böses stiften konnte. Abgrundtief Schlechtes war zu vollbringen, wenn das Herz schlecht und voll dunkler Gedanken war.

Ein Buch, das magischen Einfluss und Wirkungen einer übermenschlichen Macht versprach, gehörte allein in die Hände des Heiligen. Dieser Heilige doch, der ganz dem Willen Gottes ergeben war, erstrebte er noch Magie?

Was war mit den Büchern, die ihr entwendet wurden, geschehen? Hatte man sie, wie man es mit den Hexen tat, dem Feuer übergeben? Dies sicher zu wissen, hätte ihr Herz fast beruhigt. Was aber wenn sie sich nun in anderer unbefugter Hand befanden? Wenn dieser Unbefugte sie zum Missbrauch nutzte?

Es gab die dunkle Seite der Magie, den schwarzen Zauber. Sollte sie selbst jemals die Waffe eines solchen Zaubers gegen sich gerichtet fühlen, musste sie mit den Waffen des Schutzes und der Gegenwehr gerüstet sein. Dies schon rechtfertigte, in den Zustand der Unkundigen, Unwissenden niemals wieder zurückzufallen.

Oder schützten sie ihre Gebete? Schützte sie Gott? – Vielleicht wenn man mit jener Hingabe und Inbrunst beten konnte wie manche ihrer Nonnenschwestern und wie es ihr selbst doch nie wirklich gelang. Gab es Gott? Sie hatte ihn, auch mit dem inneren Ohr, nie sprechen hören. Gott, in seiner von der Kirche behaupteten Allmacht, blieb ohne Beweis.

Sie zweifelte an Gott. Wie sie an ihrer Befugnis zweifelte, in diesem Kloster ein Buch mit magischen Ritualen wieder zum Leben zu erwecken. Sie zweifelte an ihren Zweifeln. Und dieser weitere bittere Zweifel machte ihr zu schaffen: dass diese Rituale in

ihrer Hand je wirklich stark werden könnten und von zuverlässiger Wirksamkeit. Zu oft hatte ihr Einsatz auch traurig versagt. Vielleicht war sie nicht ausersehen dafür, vielleicht hatte eine höhere Macht verfügt, dass diese Bücher aus ihrem Leben verschwanden.

Sie fühlte sich in ihrer Seele zerrissen. Hätte sie sich wie ihre Nonnenschwestern ganz den Gebeten und der Liebe zu Gott hingeben können, es wäre ein Angebot des Friedens und der Heilung gewesen. Das andere Versprechen der Heilung lag im Angebot einer magischen Macht, die sie vielleicht nur mit ungebrochenem Willen und Ausdauer weiter trainieren musste. Beides zu vereinbaren doch würde nie möglich sein.

Wie geräuschlos und kalt vergingen diese Tage, Monate, Jahre in diesen Klostermauern, dem selbst gewählten Verlies. – Doch eines Tages würde sie ausbrechen. Es lag noch eine Strecke von Leben, eine Strecke der Taten vor ihr, sie spürte es sicher.

Kapitel sechs / ROLAND:

Die Kindgeliebte

Es war ein sich oft wiederholendes Bild:

Roland sah sich mit weißer Perücke, in vornehmer Brokatweste und in Samthosen zwischen gleichfalls exquisit gekleideten Damen und Herren in den Edelcafés und Abendrestaurants einer größeren Stadt sitzen, ein Kutscher hatte ihn hergefahren und ein Kutscher würde ihn wieder abholen. Truthahnbrust, feiner Schinken, Trüffel und Edelweine türmten sich auf den Tischen. Die Gespräche kreisten um die Belanglosigkeiten einer gut situierten Adelsgesellschaft und gingen über den alltäglichen Klatsch nicht hinaus, mit schon lallender Zunge ließ er sich anschließend manchmal noch in eines der nahen Bordelle fahren, wen er sich dort für die späte Nachtstunde als Geliebte gewählt hatte, hatte er anderntags meist schon vergessen.

Am späten Vormittag blätterte er in seinen Gerichtsakten, er teilte sich mit dem älteren Bruder eine Kanzlei, wie dieser hatte er die Laufbahn eines Juristen eingeschlagen. Außer an einigen manchmal langwierigen Gerichtstagen beanspruchte die Arbeit selten mehr als die Hälfte des Tages, und doch brachte es ihm gute Einnahmen – Einnahmen, auf die er nicht angewiesen war. Er gehörte dem Adel an, das hieß, er zählte die einzelne Münze nicht, je-

der Luxus, in dem er schwelgen wollte, war ihm verfügbar.

Sein Name war hier Monsieur Lorand, sein Vorname war René.

Mit allen wichtigen Tricks, wie man einen Prozessverlauf in eine bestimmte Richtung beeinflussen konnte, war er mit den Jahren vertraut, was er selbst hin und wieder an Bestechungsgeldern fließen ließ, nahm er in der vielfachen Menge meist wieder ein. Das Leben war leicht, manchmal war es von einer Schwerelosigkeit, die ihm das Gefühl gab, halb schwebend auf einem Seil zu tanzen; während ein verborgener Teil seiner Seele zugleich mit der Tiefe liebäugelte, mit Sturz und mit Abgrund, irgendeinem Geschehen, das alle Langeweile aus seinem Leben für immer vertreiben würde.

Und doch: Es hing längst ein Stein um seinen Hals, den er lange nur ignorierte. Er hatte durchaus alle

Macht, ihn in eine gefährliche Tiefe zu reißen.

Mit dem älteren Bruder zusammen suchte er gelegentlich ein Frauengefängnis auf, ein ehemaliges Kloster, eine Tagesreise entfernt von der Stadt, der Besuch galt einer noch jüngeren Frau, die die Geliebte des Bruders war. Die Frau war wie ihre Großmutter vor Jahren der Hexerei überführt worden, der Einsatz des Bruders hatte sie vor dem Scheiterhaufen bewahrt. Ihre Begnadigung und Freilassung allerdings hatte er wegen des entschiedenen Widerstands einiger Geistlicher nicht durchsetzen

können. Die junge Frau hatte nach einem Jahr der Liaison ein Mädchen geboren, es wuchs nun mit der Mutter zusammen in den Gefängnismauern heran. Der ältere Bruder liebte sie, nun schon über Jahre, mit aufrichtiger Hingabe, wohl besuchte auch er gelegentlich die Bordelle, doch sonst hing er mit einer unerschütterlichen Treue an ihr, die keine andere feste Partnerschaft zuließ.

Roland hatte dies für sich selbst als unmöglich erkannt: eine feste dauerhafte Beziehung. Er hatte es wohl versucht. Doch die jungen Mädchen und jungen Frauen, in die er sich hin und wieder verliebte, bereiteten ihm nach einem Jahr, spätestens nach zwei Jahren nur noch Langeweile. Dabei war es nicht nur der verlorene Reiz des Neuen und der Überdruß der Gewohnheit. Je mehr die jungen Frauen volle weibliche Brüste und rundliche Hüften entwickelten, verloren sie für seinen Blick ihre Attraktion.

Roland musste für sich erkennen, dass er keinen Einfluss auf die Art seines Begehrens hatte. Hatte er dieses Begehren zunächst auf nur jüngere Frauen beschränkt gesehen, so begriff er zunehmend, dass die höchste Verlockung ein junges eben erst pubertierendes Mädchen für ihn bedeutete. Die zart knospenden Brüste, der wiegende schlanke Unterleib, das erste kokette dann wieder noch scheue Lächeln – das war es, was sein Herz in helles Entzücken versetzen konnte.

Es war ein Punkt der Gefahr. Auch wenn sich fast alles kaufen ließ – ein Leben mit pubertierenden Mädchen als wechselnde Liebhaberinnen verletzte den Ehrenkodex seiner Gesellschaftskreise, so dekadent sich diese auch manchmal gebärdeten. Es konnte seinen Ruf ruinieren. Und es war ein Ehrenkodex, den schließlich auch er verinnerlicht hatte. Anders hätte es sich verhalten bei einem sicheren Eheversprechen. Das legte ihn auf eine einzige fest, und indem sie zur reiferen Frau heranwuchs, musste er die doch wieder einsetzende Entfremdung fürchten.

Zweimal hatte er im Geheimen ein Treffen arrangieren lassen. Ein naher Freund hatte auf seinem Landsitz ein Zimmer zur Verfügung gestellt, in dem ihn ein zwölfjähriges Bauernmädchen erwartete, ein anderes Mal das ebenso alte Mädchen einer verarmten Handwerkerfamilie. Doch auf den Gesichtern beider Mädchen lag Angst, die gekrümmten Finger zeigten innere Abwehr. Roland fühlte es mit einer Mischung aus Zorn und Ernüchterung, aus Mitleid und eigener Scham. Begehren ohne Liebe konnte sich leicht in ein Tier mit gefährlichen Krallen verwandeln. Diesem Tier wollte er in sich keinen Raum geben. Er ließ es dabei, Körper an Körper zu pressen, mit nackter Haut, auch dies war ein Vorgefühl von Wonne. Das tiefere Begehren freilich blieb unerlöst.

Sein an Konflikten sonst armes Leben kreiste jetzt zunehmend um dieses ungestillte Verlangen.

Da geschah es, dass sein älterer Bruder während eines Zechgelages mit einem anderen Adligen in eine hitzige Diskussion geriet, nachdem der andere jede Beherrschung verloren und einige heftige Beleidigungen hervorgestoßen hatte, blieb nur die Aufforderung zum Duell.

Das übliche Zeremoniell nahm seinen Lauf. Nachdem sich jeder der Kontrahenten mit der vereinbarten Anzahl von Schritten entfernt hatte, zückte er die kleine schwarze Pistole und feuerte. Beim vierten Schuss traf es den Bruder direkt in die Stirn, man trug ihn auf der Bahre davon. Vier Tage später fand seine Beerdigung statt.

Am Vorabend des Duells hatte ihn der Bruder gebeten, sich um die Frau im Gefängnis und ihre Tochter zu kümmern, falls ihm selbst etwas zustoßen sollte. Das konnte auch, wenn der Bruder dies wünschte, die Rolle des Liebhabers einschließen.

Als Roland Tage nach der Beerdigung das Verlies betrat, um die Nachricht vom Tod seines Bruders zu überbringen, hatte es die Frau schon erfahren. Sie begrüßte ihn aufgelöst und verstört. So sehr wie der Verlust des Liebhabers schmerzte sie der Verlust des Verbündeten, der ihr versichert hatte, unablässig weiter für ihre Freiheit zu kämpfen. Roland wusste, dass es sich anders verhielt. Der Bruder hatte den Kampf längst aufgegeben. Er hatte sich mit den Umständen arrangiert, eine Geliebte im Verlies war eine sichere treue Geliebte und würde es bleiben.

Nach dem zweiten Besuch verbrachte Roland mit der Frau seine erste Liebesnacht. Eine heftige Liebe hatte ihn hergezogen. Diese Liebe, so wusste er, galt der jungen eben zwölfjährigen Bernadette. Wenn er den Hals und die Brüste der Frau mit Küssen bedeckte, waren es der Hals und die Brüste der Tochter. Wenn er mit Leidenschaft ihre Hüften umklammerte, waren es die des jungen Mädchens.

Es war brennende Leidenschaft und doch war es mehr. Er fühlte es anders als in den vielen seiner kleinen Verliebtheiten zuvor. Es war alles: jugendlich scheuer Zauber, dunkles stürmisches Begehren. Wäre es erstmals eine Liebe, die die Kraft hätte, über Jahre anzudauern? Bernadette, dieses bezauberndste Geschöpf unter der Sonne - konnte sie diesen Glanz jemals völlig einbüßen? Wäre es ihm doch möglich, ihn jederzeit in ihr neu zu entdecken? Sie begleitete seine nächtlichen Träume. Keine Sehnsucht war mächtig wie die, diese Zaubergestalt würde beständiger Anteil seines Lebens werden.

Über noch einige Wochen zog sich die Liaison mit der Mutter dahin. Fühlte auch sie, dass es nicht sie war, für die er kam? Ein Plan war in seinem Kopf gereift. Er würde ihr das sichere Versprechen geben, den Prozess gegen sie, der nie seinen Abschluss gefunden hatte, neu aufzurollen. Mit den Beziehungen, die er zu den oberen Etagen des Justizapparates gefunden hatte und weiter knüpfen konnte, würde er in wenigen Monaten ihre Freilassung erstreiten.

Doch er würde einen Gegenpreis dafür verlangen.

Kapitel sieben / SYBILLE:

Der Handel mit der Tochter

Die Nachricht vom Tod des Liebhabers hatte sie schwer getroffen. Doch dann schien es, als hätte Gott sofort einen Tröster bereit gestellt, der sie nun gleichfalls regelmäßig besuchen kam, auch er ein Mann von ansehnlicher Erscheinung und dem Bruder in vielem gleich. Wie dieser brachte er jedes Mal ein Geschenk, auch für Bernadette, für die Stunde des intimen Zusammenseins schickte man das Mädchen hinaus in den Gefängnisgarten. Der Name des Manns war René.

Freilich, Sybille entging schließlich nicht, dass die Augen des neuen Liebhabers häufig zu denen der Tochter schweiften, manchmal hingen sie daran mit träumendem Blick und die an das Mädchen gerichteten Worte und Gesten zeigten eine intensive Zuwendung. Ebenso war nicht zu übersehen, dass die Tochter in manchen dieser Augenblicke den Kopf leicht kokett in den Nacken warf und ihr Gesicht in eigener Aufmerksamkeit aufleuchtete. Eine kleine pubertäre Schwärmerei? Oder war es mehr?

Er legte ihr spielerisch den Arm um die Schultern, sie ließ es geschehen, als er ihr sanft das Haar aus der Stirn strich, wich sie erschreckt zurück, um ihn gleich wieder offen anzulachen. Es war mehr als ein unverfänglicher Flirt. Und das Glänzen in den Au-

gen des männlichen Besuchers war nicht nur väterliche Fürsorge, es lag Begehrlichkeit in diesem Blick.

Sybille wusste, dass sie mit der Tochter ein klärendes Gespräch führen musste. Gerade als sie sich fest dazu entschloss, suchte der neue Liebhaber das Gespräch mit ihr, im Dämmer des Abends, unter vier Augen.

Er unterbreitete ihr die in seinem Kopf entwickelte Strategie. Er nannte die Personen und Amtsstellen, bei denen er vorstellig werden müsse, in einem Jahr, spätestens in zwei Jahren würde er sie aus diesen Gefängnismauern befreit haben. Und dann fügte er an, in welcher Art sie sich ihm gegenüber als dankbar erweisen könne: Er wolle Bernadette als Hausmädchen in sein Haus aufnehmen.

Sybille wusste im selben Moment, dass es nicht um die Rolle des Hausmädchens ging sondern dass es das Werben um eine junge Geliebte war. Eine Geliebte, die sich noch im Alter eines Kindes befand. Ihr Gesicht verhärtete sich. Für einen Moment ballte sich ein Widerspruch in ihren Eingeweiden zusammen, der danach drängte, ihm ins Gesicht zu speien. Alle Schutzinstinkte der Mutter bäumten sich auf.

Doch wenn sie Bernadette selbst befragte und ihr dieser Schutz eher gleichgültig war? Immer wieder hatte sie diese zweifellos koketten Bewegungen bei ihr gesehen. Und doch: Bernadette war ein Kind, vielleicht in einer kleinen Schwärmerei befangen, doch die Geliebte eines Mannes in reifen Jahren – in

diese Rolle durfte man dieses Kind nicht hineinstoßen.

Und da gab es in Sybille noch die eigene Kränkung. Was war mit ihr? Wollte der eben neu gewonnene Liebhaber sie gegen die Tochter eintauschen und sie selbst verlassen?

Der Mann verfiel aufs inständige Bitten. Er würde Bernadette wie eine Perle hüten und ihr nichts antun, das gegen ihr Einverständnis sei. Sybille hörte den liebeskranken Ton in der Stimme des Mannes, und wenn er sich soeben in einem Versprechen versuchte, er würde Bernadette nicht anrühren, dann wusste sie es anders und besser.

Erneut stieg Widerwille, sogar Abscheu in ihr auf. Zugleich spürte sie doch, dass es in dem verzweifelten Gemisch seiner Gefühle auch einen Anteil tatsächlicher Liebe gab und dass er selbst ein Verzweifelter war.

Sie erbat sich Bedenkzeit bis zum nächsten Besuch und entließ ihn ohne Umarmung.

Ihre Konzentration richtete sich auf Bernadette. Deren Leiden in diesen Gefängnismauern waren erträglich, fast ständig hielt sie sich in dem weitläufigen Gefängnisgarten auf, spielte mit Hunden und Katzen und durfte sich als der gehätschelte Liebling der anderen weiblichen Gefängnisinsassen fühlen. Und doch – der Sprung in die Villa eines begüterten Adligen? In einer gepolsterten Kutsche frei über Land fahren? Dies war der Teil eines neuen Lebens verlockender Möglichkeiten. Der andere Teil war:

Nacht für Nacht einem Mann zu Willen sein, der das Dreifache ihres Alters hatte.

Doch unter allen diesen Gedanken rumorte das andere: die Bedrückung und wachsende Verzweiflung ihres eigenen Zustands. Dreizehn Jahre waren diese Gefängnismauern nun ihr Zuhause. Sie litt keinen Hunger, auch sie hatte Auslauf im Gefängnisgarten, sie sah Blumen und Gemüse unter ihren Händen gedeihen. Und doch: Es war eine Gefangenschaft. Und kein Jahr, kein Datum war ihr in Aussicht gestellt, wo sie dieses Gefängnis würde verlassen dürfen. Diese Gefangenschaft konnte dauern, bis sie in diesem Mauern verstarb.

Ein verlorenes Leben. Was sie mit diesem Gefängnis verband, erfüllte sie bis auf den Grund ihrer Seele inzwischen mit Überdruß. Und Hoffnungslosigkeit und Überdruß konnten andauern bis ans Ende ihrer Tage.

Eine Nacht lang lag sie mit stillem Weinen auf ihrer Gefängnismatratze.

Dann wusste sie, dass sie dem Handel mit der Tochter – und ein solcher Handel doch letztlich war es – zustimmen würde.

Sie versuchte, die Unterredung mit Bernadette wie beiläufig zu führen. Die Tochter sollte wissen, dass sie beide einen gemeinsamer Beschützer und Kämpfer an ihrer Seite hatten. Er würde sie, die Mutter, in absehbarer Zeit aus dem Gefängnis herausholen und sie, Bernadette, für diese Zeit bereits in sein eigenes Haus aufnehmen.

Sybille spürte, dass Bernadette verstand. So klein und lebensfremd war ihre Tochter nicht mehr, dass sie es nicht in ihrer Weise übersetzen konnte.

Doch was die Mutter auch forderte: Wenn es ihre Freiheit bedeuten konnte, war Bernadette zu jedem Opfer bereit, auch jenem, das unausgesprochen blieb und das sie letztlich doch mit keinem bedrohlichen Schatten verband. Der Mann war ihr seit langem als guter Freund und Geschenkebringer bekannt, und er hatte ein gepflegtes einnehmendes Erscheinungsbild.

Schon die Liebe zur Mutter machte jeden Widerspruch unmöglich. Und eben das war es, was Sybille zusätzlich quälte: dass es Bernadette als so selbstverständlich sah, dass sie sich fügte.

Sie fühlte die Einsamkeit voraus, die sie ohne die Tochter in diesen Gefängnismauern fühlen würde, auch wenn diese fest versprach, sie regelmäßig jede Woche zu besuchen. Viele Tage, viele Nächte würde sie nun allein verbringen.

Als der Tag der Verabschiedung kam und sie Bernadette noch einmal lange umarmt hatte, fühlte sie diese Einsamkeit wie einen dunkel über ihr aufgeschütteten Berg.

Wieder lag sie weinend auf ihrem Nachtlager. Und in dieses Empfinden von Einsamkeit und Trauer schlich sich ein vorahnendes Wissen: dass sie die Tochter auf den Weg einer unbestimmten Glücksversprechung entlassen hatte, an dessen baldigem Ende ein jäher Absturz stand und dass sie diesem Absturz

und diesem Elend nur in eigener Ohnmacht würde zuschauen können.

Kapitel acht / Der geheimnisvolle Mädchenkopf - Bernadette

Jemand schüttelte an Sybilles Schulter. Roland versuchte, sie aus ihrer Trance zurückzuholen.

Sybille sah sich im Keller um. Außer Roland waren bereits alle gegangen. Durch die staubigen Scheiben drang mattes Licht. Es musste bereits früher Abend geworden sein.

Als die beiden ihre Fahrräder bestiegen und zum Campingplatz zurückkehrten, mussten sie gegen heftige Sturmböen ankämpfen. Marcel hatte den Wetterbericht im Radio gehört und die anderen bereits informiert, dass für die Nacht an der Westküste ein starker Sturm angesagt war.

Jacqueline, Marcel und Claire waren im großen Zelt versammelt, stumm. Sie reagierten auch kaum, als die zwei anderen eintrafen und sich zu ihnen setzten. Sie schienen allein damit beschäftigt, den wachsenden Sturmböen zu lauschen – und das hieß: sie waren beschäftigt mit dem, worüber sie schwiegen.

Was alle jetzt wussten: Es gab eine gleiche Geschichte, die sie, wie unerklärlich auch immer, ge-

meinsam in ihre Fäden gezogen hatte und die sie alle verband.

Und was man in dieser außergewöhnlichen Trance durchlebte, war alles andere als ein nur bilderreicher Traum mit flüchtigen Eindrücken. Das Erleben inmitten dieser Bilder war völlig real. Man spürte das Harte und Kalte hart und kalt, man fühlte Trauer, Freude und Schmerz geradezu körperlich.

Und doch gab es diesen geheimnisvollen Unterschied. Die Bilder waren manchmal auf sonderbare Art transparent. Es verbargen sich, bereits auf den ersten Blick, die Informationen anderer Bilder darin, sie erlaubten etwas wie ein Lesen der Vorgeschichte, wie oft auch das Umgekehrte der Fall war: das ein geheimnisvolles Vorwissen darin aufleuchtete. Auf dieses Vorwissen zielend konnte man den Kurs ändern oder die Abfolge der Bilder doch beschleunigen. Und so konnte man sich umgekehrt auch wieder an die Schauplätze der Vorgeschichte zurückziehen lassen. Diese Schauplätze des Vorangegangenen und Vorausgefühlten hatten ihre unterschiedliche Attraktion – manchmal waren sie aufgeladen mit Schrecken, so sehr, dass man die Nähe und ihre Berührung überhaupt zu vermeiden suchte. Dann wieder wirkte gerade dieser Schrecken selbst wie ein unwiderstehlicher Magnet.

Marcel schlug vor, auf die abendliche Böschung hinauszugehen und, wie er sagte, den „Brandungswellen beim Branden zuzusehen“. Der Wind hatte einen manchmal bedrohlich heulenden Ton ange-

nommen und zauberte ein nie gehörtes Zischen in die anbrandenden Wellen.

So standen sie nun auf der Böschung, über ihnen flatterte eine zerrissene Wolkendecke, manchmal gab sie Streifen und Inseln eines noch blauen Abendhimmels frei. Dann war sie nur noch wolkig verklumpt, ein Tummelplatz für das Treiben grauer und schwarzer, sich jagender Gestalten. Die Böschung selbst schien zu zittern. Man wusste nicht, ob eine Böe sie greifen und an einen entfernten Ort wirbeln könnte, auf irgendein Nirgendwo zu, und ob eine Rückkehr dann jemals gewiss wäre.

Sybille tippte Roland an die Schulter. Sie wollte mit ihm zurück zum Zelt. Sie hatte eine spezielle Bitte, die Worte flatterten an seinem Ohr vorbei, dann hatte er sie doch begriffen.

Sie saßen vor seinem Laptop, nach einer halben Minute war die Bilderreihe der Urlaubsfotos hochgeladen, dann hielt er die Bilder an, auf denen der Mädchenkopf erschien: zart, mit transparenter Haut, mit traurigem tief leidendem Blick.

Kein Zweifel: Dies war Bernadette. Es hätte das Muttermal auf der Schläfe gar nicht mehr gebraucht, um sie klar zu erkennen.

Sybille spürte es wie einen plötzlichen Krampf, der die Kehle zusammenschnürte und den ganzen Körper bis in die Zehen in ein Zittern versetzte.

Sie vermied es, Roland anzusehen. Hatte sich in der Trance die gleiche Geschichte vor ihm ausge-

rollt, die ihre war? Und war sie Teile seiner Geschichte, wie er Teil der ihren war?

Sie wusste, dass es sich so verhielt. Sie musste nicht fragen.

Immer noch nahmen die Sturmböen zu.

Es geschah, wovon Claire und Sybille gehofft hatten, es würde nur ein Albtraum in ihrem Kopf bleiben: Ihr Zelt wurde aus der Verankerung gerissen. Alle fünf bemerkten es so rechtzeitig, dass sie die davon wirbelnde Plane wieder einholen und festhalten konnten, bevor sie endgültig ihren Weg in die Brandungswellen nahm. Die wehrte sich wie ein lebendiger Drache. An einen Wiederaufbau des Zelts inmitten dieser entfesselten Naturgewalten war nicht zu denken. Alle schnauften erschöpft, als sie die Plane und alle darunter gelagerten Gepäckstücke, Decken und Kissen ins große Zelt gerettet hatten. Dies immerhin schien weiter fest verankert.

Allerdings, es war kein Nachtlager für fünf, schon für drei Personen war es eher knapp bemessen, nun lagerten noch die fremden Gepäckstücke darin.

Nach einer weiteren Stunde des Eng-Beieinander-Hockens fassten alle fünf den Entschluss, wieder zum Hotel aufzubrechen und dort die Nacht zu verbringen. Roland und Marcel bestiegen die Fahrräder und versuchten loszufahren, was sie doch rasch wieder aufgaben. Immerhin, über eine längere Strecke des Wegs blies ihnen der Wind direkt in den Rücken, er trieb sie geradezu vor sich her; es war als würden

sie hingetragen zum Ort der vereinbarten nächtlichen Unterkunft, es konnte kein Zweifel an der Richtigkeit dieser Entscheidung bestehen.

Marcel reichte das grünliche Pulver herum. Alle streckten sich zwischen den nachtschwarzen Kellerwänden auf ihren Decken und Kissen aus.

3. Teil

Die verlorene Tochter

Kapitel eins / SYBILLE:

Die freie Frau

Sybille hatte die kurze Phase der Übelkeit hinter sich. Es war schon Gewohnheit. Die Bilder umtanzten sie, zunächst wie ein chaotischer Strom, sie wirbelte sich in dies flackernde tanzende Strömen der Bilder ein, mehr und mehr traten klare Konturen hervor.

Die Fragen brannten deutlich in ihrem Kopf.

Was geschah mit Bernadette, nachdem diese von ihr und den Gefängnismauern Abschied genommen hatte?

Was geschah mit ihr selbst?

*Sie schmeckte Trauer. Wieder gab es jenes vorfüh-
lende Wissen. Sie konnte daran wie an einer Zeit-
schiene entlang gleiten. Sie konnte diese Schiene
abtasten und fühlen, dass sie noch lange in diesem
Verlies ihr Zuhause hatte.*

*Die juristischen Aktionen, die ihre baldige Befrei-
ung herbeiführen sollten, zogen sich hin.*

Waren sie möglicher Weise gescheitert?

*Wurden sie von dem Mann, der ihr die Tochter
fortgenommen hatte, ernsthaft betrieben?*

*Es gab, wie sie erkannte, eine weitere ungünstige
Verkettung der Ereignisse, die alles erschwerte. Der
Vater René lag im Sterben, er hatte ihn eilig zu sich
gerufen. Es galt, sich um die Verwaltung, vielleicht
den Verkauf einiger Ländereien zu kümmern. Das
alles lag in einer fernen südlichen Provinz des Lan-
des. René versprach, so bald es ihm möglich sei,
wieder zurückzukommen.*

*Es bestand kein Zweifel darüber, dass Bernadette
mit ihm reisen würde. Sie war inzwischen offenkun-
dig seine Geliebte, sie schien es nicht wie eine Bürde
zu tragen, ihr einziges Unglück war die nun unver-
meidliche Trennung von der Mutter. Sie hatte sie
wöchentlich besucht, gelegentlich sogar zweimal,
jetzt würde sie viele Tagereisen entfernt leben, viel-
leicht nur für kurze, vielleicht auch für unbestimmte
Zeit.*

Es war ein Abschiednehmen mit Tränen.

Über eine längere Zeit trafen Briefe ein, Briefe, die sie gierig erwartete und die sie doch bald zunehmend enttäuschten mit ihren formellen Sätzen und der Aufzählung banaler Ereignisse.

Was war geschehen?

Hatte die Tochter sich ihr entfremdet?

Schließlich blieben die Briefe ganz aus.

Sybilles Leben war nur noch ein Dämmern in grauer Verzweiflung.

Sie wünschte sich ihren Tod.

Doch selbst der Tod blieb gnadenlos und erlöste sie nicht.

Da war sie plötzlich frei.

Sie sah das Gefängnisgebäude in Flammen.

Alle, Wärter und Insassen, liefen schreiend mit Löscheinern umher.

Chaos. Keiner kümmerte sich um verschlossene Türen und Mauertore. Alle standen im Bann der hoch züngelnden Flammen.

Plötzlich trat sie, durch Rauch und Feuer hindurch, hinaus in die schwarze Nacht.

Das Knistern der Flammen entfernte sich. Immer neue Räume der schwarzen Nacht nahmen sie auf, die sie frei durchwandern konnte.

Es war, als hätte eine höhere Hand selbst eingegriffen und Feuer gelegt – über Gewissenlosigkeit und Trägheit der Menschen hinweg und im Dienst einer Gerechtigkeit, die keinen Aufschub mehr duldete.

Sie war frei.

Nur ein Gedanke hämmerte nun unablässig in ihrem Kopf. Sie musste Bernadette, ihre Tochter, finden.

Kapitel zwei / MARCEL:

Der Schäfer, der Wälder erschuf

Marcel sah, dass er zuverlässige Dienste als Kutscher tat, weiterhin für jenen stiernackigen Geistlichen mit dem Habichtsgesicht und dem Namen Monsieur le Manchard. Häufig stand er auch Wache vor seinem Haus.

Dem Soldatenleben hatte er unwiderruflich den Rücken gekehrt. Doch er war ein Jäger geblieben. Und der Hass auf die Hexen, den sein Vater in ihn gepflanzt hatte, gab wie selbstverständlich die Richtung vor. Er wusste zudem, dass die Jagd auf Hexen in Einklang mit den Geboten der Kirche und unter ihrem Segen stand.

Manchmal besuchte er, zwei Tageswanderungen entfernt, einen Schäfer. Es war sein jüngerer Bruder. Es führte ihn in die Gegend zurück, in der sie gemeinsam aufgewachsen waren.

Auch er hätte den Beruf des Schäfers wählen können. Doch wer Schäfer wurde blieb arm, und die Welt jenseits seiner Weiden bekam er nie zu Gesicht.

Auch rumorte da eine Kraft in ihm, eine rauflustige wölfische Kraft, er sah sie als ein Talent, es war das Talent zum Krieger und Heerführer.

*Das wieder war dem Bruder ganz unverständlich.
Täuschte er sich auch selbst?*

Sobald er sich in der Reihe der anderen Soldaten den bellenden Kanonen entgegen bewegte, zitterten ihm die Knie. Eine einzige Kugel aus einer Kanone konnte ein Dutzend zeretzter Soldatenleiber zurücklassen. Trotzdem hielt er es, ein leidlich bezahlter Söldner, über viele Schlachten durch. Jedes Mal war es, als kämpfte er noch einen zweiten Kampf: den gegen die eigene Furcht. Und in diesem jedenfalls wollte er Sieger bleiben.

Das lag nun lange zurück. Inzwischen war er kein Krieger mehr, er war Jäger. Er jagte Hexen.

Auch das blieb dem Bruder unverständlich.

Dieser, kleingewachsen, war ein Sonderling mit schwerfälliger Zunge. Er hätschelte seine Schafe, jedes Tier hatte seinen eigenen Namen. Doch er stand selten untätig auf seinen Stock gestützt nur auf den Weiden herum. Er sammelte. Bei jedem Vorüberzug an einer Eiche, einer Kastanie oder Buche sammelte er Eicheln, Kastanien und Bucheckern ein. Es gab Weideland in Fülle. Die Menschen hatten es über Jahrtausende gerodet, um Holz für ihre Dörfer und Städte, ihre Brücken und Schiffe zu gewinnen. Die Wälder schmolzen unter den Äxten der Menschen dahin. Man konnte diesem Boden und damit auch seinen zukünftigen Menschen etwas Gutes tun,

indem man die Wälder ins Leben zurückrief. Es war relativ leicht. Man versenkte in langen Reihen Eichen, Kastanien und Bucheckern. Das übrige taten Regen, Sonne und Wind.

Es war wie eine Berufung, die den jüngeren Bruder ereilt hatte und die ihn am beständigen Ausspähen, Sammeln und Pflanzen hielt. Kniehoch waren die ersten Bäume emporgesprochen, als der Bruder ihn das erste Mal durch seine Pflanzplantagen führte. Es waren werdende Wälder, erschaffen von seiner Hand. Er würde sie niemals rauschen hören und ihre Wipfel niemals in vollem Grün sehen. Er hatte etwas erschaffen weit in die Zeit voraus. Es würde nie seinen Namen tragen, und doch würde es eine Schöpfung sein wie ein Monument von Größe und Macht.

Hatte der jüngere Bruder, so sonderlich und einfältig er schien, in seinem Leben etwas entdeckt, das viele vergeblich suchten: Sinn? Jedenfalls strahlte er eine glückliche Ruhe, eine tiefe Zufriedenheit aus. Und doch: Der Tausch wäre Marcel niemals möglich gewesen. Er fühlte sich als Krieger, als Jäger. Die Schafe hätten auf Dauer keinen guten Hirten an ihm gehabt.

Was seinen jahrelangen Dienst als Hexenjäger anbetraf, so war allerdings ein Stillstand eingetreten. Wo er auch auf Fährtenuche ging und nachfragte: Die Hexen schienen im weiten Umkreis ausgestorben. Der Klerus und eine harte kompromisslose Gerichtsbarkeit hatten ihr Ziel offenbar erreicht. Die letzten Hexen waren enthauptet oder verbrannt,

das Land war von dieser Plage gereinigt. Er erkannte es mit leisem Bedauern – waren ihm doch seine Jagdobjekte abhanden gekommen. Zum anderen fühlte er doch Genugtuung: Diese über Jahrhunderte währende Schlacht war siegreich beendet.

Der Rausch der sicher gefühlten Mission

Da geschah etwas, das ihn sonderbar irritierte, ja seine Gedanken in Unordnung brachte.

Es waren die mitgehörten Gespräche, wenn er Gäste zum Haus seines geistlichen Arbeitgebers kutscherte, vor allem wenn er sie spät nachts wieder heimbrachte und manche mit leicht lallender Zunge redeten. Etwas Sonderbares ging vor in diesem Haus. So weit er es sich aus den Wortbrocken zusammensetzen konnte, handelte es sich um eine hochheimliche Angelegenheit, etwas wie einen geheimen Zirkel und auch Magie und Rituale spielten dabei eine Rolle.

Dann kam der Tag, der die Tür der Wahrheit weit vor ihm aufstieß. Er hatte einen neuen Gast abgeliefert, gleichfalls einen schwarz gekleideten Geistlichen, und sich danach wie üblich vor das Haus entfernt, um seinen Platz als Wachposten einzunehmen, als er durch ein seitliches halb offen stehendes Fenster die Stimmen der beiden hörte.

Er schlich näher heran, und nun entging ihm kein Wort.

Es ging um den Beichtvater des Königs, die Schlingen einer Intrige waren gegen ihn ausgelegt und der Regie führende Schlingenleger saß in diesem Haus. Es war Monsieur le Manchard, der selbst die Rolle des königlichen Beichtvaters anstrebte, mit dunklem Ehrgeiz und letzter Entschlossenheit.

Jetzt kam er auf ein Geheimnis zu sprechen: Durch ein Orakel wusste er von einer kommenden Revolution. Vielleicht lag sie noch fern, vielleicht aber konnte sie schon in Jahren hereinbrechen. Darüber hatte das Orakel keine klare Auskunft erteilt. Doch diese gegenwärtigen Jahre waren die einer entscheidenden Weichenstellung. Diese Revolution, die sich in der Art eines Gewitters zusammenbraute, würde das Herrscherhaus hinwegfegen und alle alten Fundamente erschüttern, auch die der Kirche. Der Plebs selber würde sich die Regierungshoheit anmaßen – unter der Flagge der scheinbaren Vernunft und Idealen wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, doch nur Niedergang, Chaos und Dekadenz würden die Folge sein.

Diese Entwicklung zu verhindern, war die Aufgabe, zu der Gott ihn berufen hatte. Es war die ihm übertragene Mission. Und Gott hatte ihm dafür ein wunderbares Werkzeug in die Hände gespielt – in Form zweier Bücher. Es war ein Werkzeug und Mittel, das er früher eher für ein Machwerk des Teufels gehalten hätte, doch es ging darum, den Teufel mit

seinen eigenen Waffen zu schlagen. Eine ungeahnte Macht lag in den alten Ritualen jener Zauberbücher, und geheiligt war schließlich alles, was der Macht und dem Glanz der Kirche diente, ihrem ewigen Erhalt hinweg über Jahrtausende.

Seine Stimme erfüllte ein Dröhnen, im Rausch der sicher gefühlten Mission. Nichts und niemand würde ihn schwankend machen. Die Mittel lagen in seiner Hand.

Ein ehrbarer Geistlicher, der Zauberbücher las und ihre Rituale praktizierte – das hatte in der Gedankenwelt des ehemaligen Hexenjähgers keinen Platz.

Kapitel drei / SYBILLE:

Eine Cousine namens Celine

Allmählich begriff sie die Umstände klarer.

René Lorant, der Liebhaber ihrer Tochter, war mit Bernadette nach Marseille gezogen. Er hatte dort die Hinterlassenschaften seines verstorbenen Vaters zu ordnen, der gleichfalls Jurist gewesen war. Es gehörte nicht nur die Verwaltung und nun der Verkauf einiger Landgüter dazu sondern auch einige lukrative Prozesse, die noch zu Ende zu führen waren.

Dies beanspruchte Zeit. Von der Tochter kamen Briefe mit den immer fast gleich lautenden Anfangs-

zeilen, es gehe ihr gut, die Mutter solle sich um sie keine Sorgen machen und sie werde bald wieder zurück in Paris sein. Manchmal fügte sie etwas von einem Kutschenausflug dazu, manchmal von einer feinen Abendgesellschaft. Diese Korrespondenz lief für etwas mehr als ein Jahr. So blass sie war, sie bedeutete doch ein wichtiges Lebenszeichen. Dann, obwohl Sybille selbst fast wöchentlich weiter aus dem Gefängnis schrieb, wartete sie auf die Briefe der Tochter vergebens.

Kein Lebenszeichen erreichte sie mehr.

Etwa drei Jahre waren inzwischen vergangen.

Sybille wusste, sie musste nach Marseille.

Doch sie besaß kein Geld. Sollte sie zu Fuß aufbrechen? Sie hätte nicht einmal das Geld für die nächtlichen Herbergen gehabt.

Sie besann sich auf eine Cousine, von der sie wusste, dass sie in einer kleineren Stadt nahe bei Paris in einem Landhaus als Dienstmädchen arbeitete. Diese Kleinstadt war St. Denis. Diesen Ort konnte sie in zwei Fußmärschen erreichen.

Als sie das spankuperne Dach in der Ferne aufleuchten sah, wusste sie, dass ihr der Ort bereits bekannt war. Die Flucht in einer Kutsche hatte bei diesem Landhaus geendet, neben ihr hatte Claire gesessen, wie sie selbst in Männerkleidung. Dies war ein Moment, der offenbar noch in der Zukunft lag. Jetzt bestand für sie kein Zweifel, dass Claire ihr öffnen würde und dass Claire eine ihr gut vertraute Cousine war.

So verhielt es sich. Alle nannten Claire hier Celine. Sie hatte einen Teil ihrer Verwandtschaft im geräumigen Landhaus einquartiert, sie lebte sichtbar in Wohlstand, die Dienstmädchenrolle hatte sie mit der Rolle einer Hausherrin ausgetauscht.

Folgendes war geschehen: Der Besitzer des Landhauses und der angrenzenden Landgüter hatte wegen seiner häufigen Gallenkoliken die ärztliche Betreuung in einer Pariser Klinik in Anspruch genommen. Die dortigen Ärzte empfahlen ihm schließlich einen Klimawechsel und sein Aufenthalt wurde seitdem ein fernes Hospital südlich der Pyrenäen. Jeden Monat schickte er von dort einen Geldbetrag an Celine, damit sie bis zu seiner Rückkehr gewissenhaft das Amt einer Hausverwalterin ausführen könne.

Celine hörte sich die Geschichte der nach Marseille entschwundenen Tochter ruhig und mitfühlend an, dann entfernte sie sich in den Keller und kam mit einem Bündel Geldscheine zurück. Sybille konnte ihre Reise nach Marseille mit Kutscher und kleiner rumpeliger Kutsche antreten, sobald sie nur wollte.

Die Suche nach der Tochter

Marseille wurde zum Albtraum.

Die ihr mitgeteilte Adresse erwies sich als falsch, es war die eines früheren Freundes Renés, der aber nun mit René zerstritten war. Über Renés Verbleib in der Stadt konnte er nichts aussagen, dieser hatte die Landgüter des Vaters verkauft und seine eigene Unterkunft beständig gewechselt. Möglich dass er sich inzwischen wieder in Paris aufhielt.

In Paris? Und er und Bernadette sollten nicht versucht haben, sie dort ausfindig zu machen?

Sie setzte ihre Spurensuche in Marseille fort, sie fand zwei andere ehemalige Freunde und Bekannte Renés, die Auskünfte, die sie erhielt, waren beunruhigend. Ihre weitere Suche führte sie in Hafenkneipen und zu Hafengebörden, René und ihre Tochter, so hatte man ihr gesagt, hatten sich seit langem getrennt, die Tochter sei eine Liebschaft mit einem Hafengewirt eingegangen.

Wirklich hatte Bernadette eine Zeit lang bei einem Hafengewirt gelebt und auch diesen wieder verlassen, ihre letzten Spuren führten zu einem Hospital, aus dem sie jedoch vor Wochen verschwunden war.

Möglicher Weise wollte sie zurück nach Paris.

Allein?

Sybille, die sich gewöhnlich in Begleitung des meist leicht angetrunkenen Kutschers durch Marseille bewegte, wurde eines Nachts, allein durch ein

verlassenes Viertel irrend, Opfer eines Überfalls, man entwendete ihr den Rest ihres Reisegeldes.

Sie musste unverrichteter Dinge wieder zurückkehren.

Sybille sah sich wieder in Paris.

Sie setzte das Fragen und Suchen fort. Ohne Ergebnis.

An einem kirchlichen Festtag geriet sie in eine große Menschenversammlung vor einer Kathedrale. Eine lange Prozession festlich gekleideter Menschen schritt auf das Bauwerk zu, voran gingen drei geistliche Würdenträger.

Den einen erkannte sie plötzlich: Monsieur le Manchard. Er hatte, zahllose Jahre zurück, den Vorsitz im Prozess gegen ihre Großmutter geführt, dann gegen sie selbst.

Sie mischte sich in die Prozession.

Da ertönte laut und wie ein aggressives Bellen die Stimme eines Mannes über den Platz. Er stand etwas erhöht auf einer einfachen Holzkiste, sein Gesicht war narbenentstellt und er trug ein schwarzes Kopfband, das sein linkes Auge verdeckte. Er schleuderte eine Attacke heftiger Anschuldigungen gegen einen der Würdenträger – es war Monsieur le Manchard. Er nannte ihn einen „Handlanger des Teufels“, einen „Satansanbeter“ und „schwarzen Hexer“, mit „allen finsternen Mächten im Bund“. Er, der den Ruf eines tugendhaften Kirchenmannes und Hexenjähgers hatte, pflegte selber die schwarze

Kunst. Er warnte die Menge, ihm weiterhin zu vertrauen.

Jetzt kamen zwei bewaffnete Ordenshüter heran, sie zerrten den Mann von der Kiste und schlugen mit ihren Gewehrkolben auf ihn ein, bis er bewusstlos am Boden lag. Dann schleiften sie ihn fort.

Sybille spürte, dass etwas an diesem Vorgang sie selbst betraf und dass sich ihre Wege mit denen des Geistlichen bald nochmals kreuzen würden.

Plötzlich saß sie Roland gegenüber, der hier, wie ihr inzwischen geläufig war, den Namen René Lorient trug.

Es war in einem der vornehmen Abendrestaurants der Stadt, ein alter Gerichtsdiener hatte ihr den Hinweis gegeben.

René betrachtete sie ungläubig wie einen Geist. Er hatte die gesicherte Auskunft erhalten, sie sei bei einem großen Feuer in ihrem Gefängnis zu Tode gekommen.

Sybille fragte nach Bernadette.

René senkte den Kopf.

Bernadette, erklärte er bedauernd, habe sich nach eineinhalb Jahren von ihm getrennt, wegen eines anderen Liebhabers. Den aber habe sie nach etwas mehr als einem Jahr gleichfalls wieder verlassen. Dann erkrankte sie schwer. Aus dem Hospital in Marseille, in das man sie einlieferte, verschwand sie nach einigen Wochen spurlos.

„Welche Krankheit?“ forschte Sybille.

Darüber konnte er angeblich nichts sagen, doch er vermied es, sie anzusehen.

Warum bei ihr keine Post mehr eingetroffen sei? wollte Sybille wissen.

René gab sich erstaunt. Für ihn stellte es sich umgekehrt dar: Sie, Sybille, hatte das Briefeschreiben eingestellt, sehr zum Kummer Bernadettes. Nach etwas mehr als einem Jahr jedenfalls sei keine Nachricht mehr in Marseille eingetroffen.

Sybille rang um Atem. Sie bemerkte das unruhige Zucken auf seinem Gesicht, auch wenn er glatt und freundlich lächelte. Sie wollte ihm das Wort „Lügner“ ins Gesicht schreien. Doch sie saß hier in einer feinen Abendgesellschaft.

Er war über mehr als ein Jahr ihr Liebhaber gewesen. Und wenn er doch die Wahrheit sagte und man ihr die Briefe im Gefängnis unterschlagen und ihre eigenen nicht mehr weiter geleitet hatte?

Er berichtete von seinen intensiven Bemühungen, sie aus dem Gefängnis frei zu bekommen. Immer wieder lief er dabei gegen eine Wand. Man bezichtigte Sybille all jener Verbrechen, die man auch der Großmutter vorwarf: Tiere und kleine Kinder verhext zu haben. Dennoch sah er sich einmal nahe vor einem Erfolg. Dann wechselte der zuständige Richter, der neue Mann stand in einer feindlichen Beziehung zu seiner ganzen Familie, und damit war jeder Einfluss von seiner Seite zunichte gemacht. Ein sehr betrüblicher Verlauf, der ihn selbst auf höchste bekümmerte.

Doch spielte es noch eine Rolle? Jetzt war sie frei.

Sie war frei - ohne gerichtlichen Freispruch. Was, wie sie doch wusste, eine fortdauernde Gefahr bedeutete. Nun hatte sie erfahren, dass sie als umgekommen galt bei dem großen Gefängnisbrand.

Konnte es auch die Auskunft sein, die man der Tochter erteilt hatte, falls diese auf der Suche nach ihr war? Betrachtete auch die Tochter sie inzwischen als tot?

Die Feststellung ihres Todes, so wusste sie, bedeutete zum anderen auch ein Glücksfall für sie.

Es war die Chance, ein neues Leben zu beginnen. Ein Mann wie René, ein unsteter Lebemann mit gebrochenem Charakter, sollte nach ihrem Willen nicht mehr dazu gehören. Doch unverzichtbar gehörte dazu: ihre Tochter Bernadette. Ohne sie bliebe alles, selbst ein sorgloses Leben im Haus der Cousine, ohne Sinn.

Kapitel vier / ROLAND:

Der Säufer und Glücksspieler

Roland fühlte sich elend.

Elend war, so wusste er, seine gesamte Existenz.

Wieder saß er in den Edelrestaurants von Paris, er schlürfte Edelweine unter funkelnden Kronleuchtern, er ließ sie sich in die Kehle rinnen in Mengen

wie nie zuvor, wenn er verkatert am späten Vormittag erwachte, konnte er sich an den Ausgang des Abends oft kaum noch erinnern.

Doch dass er an den Tischen einiger Spieler gegessen hatte, das stieg in verschwommenen Bildern wieder auf, er hatte mit hohem Wetteinsatz gespielt, und wenn er den Männern wieder begegnete, drängten sie auf Bezahlung der Spielschulden.

Noch konnte er diese Schulden mit einem Lächeln begleichen, doch der Verlust brannte wie eine offene Wunde und so zog es ihn am kommenden Abend erneut an die Spieltische. Er gewann in großen Mengen, er verlor in noch größeren Mengen. Das Verlieren hing zweifellos mit der langen Reihe immer neu georderter Weine zusammen, je mehr er umnebelt war, desto leichtfertiger wurde er mit seinen Wetteinsätzen, und erbarmungslos folgten die Mahnungen wegen unbeglichener Schulden.

Diese Existenz als René war voller Fallstricke.

Er fühlte sich elend, weil seine Bemühungen, ein verlässlicher beständiger Liebhaber zu sein, gescheitert waren.

Auch Bernadette, die er einmal mit jeder Faser seines Herzens begehrt hatte, war wieder aus seinem Leben verschwunden. Es schmerzte, wie er doch gleichzeitig wusste, dass alles Begehren in ihm erloschen war.

Er hatte gelogen.

Er hatte gegenüber Bernadette gelogen, wie er gegenüber ihrer Mutter gelogen hatte. Es war ein

verworrenes Lügennetz um tatsächliche und erfundene Krankheiten.

In Marseille hatte er streng darüber gewacht, dass Bernadette keine Zeile an ihre Mutter schrieb, aus der Kummer und Sehnsucht zu spüren war. Er schärfte ihr ein, die Mutter mit jeder Betrübniß zu schonen. Die hätte Bernadette an manchen Tagen reichlich in ihre Zeilen gegossen. Die Sehnsucht nach der Mutter war groß, selbst die Rückkehr in die Gefängnismauern hätte sie in solchen Zeiten dafür in Kauf genommen.

Es war, was er fürchtete. Noch immer hing er mit heftiger Liebe an ihr.

Sie magerte ab. Er wachte streng darüber, dass sie ausreichend aß, einige Male schlug er sie sogar deshalb. Der Prozess des Abmagerns setze sich fort, in beängstigendem Maß. René sah es als einen Akt des Protests, eine gegen ihn gerichtete Strafaktion. Warum löste er sein Versprechen nicht ein, die Mutter aus dem Gefängnis zu befreien? Warum brach er immer erneut sein Versprechen, die Mutter gemeinsam mit ihr zu besuchen?

Diese Reise wäre beschwerlich und weit gewesen. Und René's tief sitzende Furcht war, dass Bernadette sich weigern könnte, mit ihm die Rückreise anzutreten.

Als Bernadettes Zustand sich weiter verschlechterte, konsultierte er einen Arzt. Der wies sie ins Hospital ein. René gab eine strikte Anweisung, dass jede Post Bernadettes an die Mutter zuerst in seine Hän-

de gelangen musste. Es waren Ausbrüche von Trauer und Sehnsucht, manchmal tiefe Verzweiflungsschreie. Er legte all diese Briefe in einem sicher verschlossenen Schreibtisch ab.

Bernadettes Zustand war besorgniserregend. Da erfand er eine gute, auch auf die weite Entfernung endlich vollbrachte Tat: Er hatte die Freilassung der Mutter durchgesetzt. Leider bedeutete dies nicht, dass sie schon reisen konnte. Die Ärzte hatten eine schwere Lungenentzündung diagnostiziert, wohl bedingt durch die lange Gefängniszeit. So lag sie nun in einem der besten Hospitäler von Paris, von fachkundigen Ärzten umsorgt.

Er spann seine Lügen.

Er übergab ihr die erfundenen Briefe der Mutter, die diese, wegen ihrer Schwäche, selbst nur hatte diktieren können. Ihre Krankheit war in hohem Maß ansteckend, die Genesung konnte noch Monate dauern, so musste der Tag des Wiedersehens in Geduld weiter abgewartet werden.

Bernadette las jede der Zeilen mit Zögern. Ob sie die Lüge durchschaute? – René fühlte, dass das Seil von Fürsorge und Geduld, mit dem er sich an dieses Mädchen gebunden hatte, in ihm zu reißen begann. Ohnehin, mit ihren hohlen Wangen und den melancholischen wie grau gewordenen Blicken konnte sie niemand mehr attraktiv nennen.

Es gab in Marseille ein Bordell mit blutjungen Ägypterinnen. Lange hatte er der Versuchung widerstanden, jetzt brach der Bann, über Wochen wechsel-

te er von einer schwarzhaarigen Verlockung zur anderen. Und er glaubte sogar, neu verliebt zu sein.

Bernadette aß wieder regelmäßig und erholte sich. Die Ärzte erlaubten ihr Spaziergänge außerhalb des Klinikgartens. Da geschah es: Als sie in Nähe seines Hauses kam, sah sie ihn dieses Haus mit einer jungen Ägypterin verlassen, in fester Liebesumarmung.

Seit diesem Tag blieb sie verschwunden. René forschte ihr nach, fieberhaft und mit schlechtem Gewissen. Nach Monaten erfuhr er, dass sie die Geliebte eines Hafenwirts geworden war. Er traf sie auf einem Marktplatz. Sie hatte rundliche weibliche Formen gewonnen, und er wusste, er würde keine Anstrengungen mehr machen, sie zurückzugewinnen.

Er stellte sich vor, dass sie in den neuen Umständen nicht unglücklich war. Doch nach etwas mehr als einem Jahr befand sie sich erneut im Hospital, wieder magerte sie ab, in erschreckender Geschwindigkeit, ihr Zustand war kritisch. Und wieder war sie eines Tages von dort verschwunden.

Er log nicht, wenn er Sybille sagte, dass er von ihrem Verbleib nichts wusste und jeden Kontakt mit Bernadette verloren hatte.

Warum musste er mit dieser Frau in Paris wieder zusammentreffen, die ihm nun, schwarze Vorwürfe im Blick, gegenüberaß? Er hatte so sicher gemeint, ihr Tod sei mit dem Brand im Gefängnis besiegelt und er würde ihr nie mehr begegnen müssen.

Da wartete ein neues Messer auf ihn, Monate später, das ihm böse in die Brust gerammt werden sollte.

Vor einem Nachtcafé hielt ein Arzt, ein alter Bekannter und Freund. Roland hatte ihn damals eingeweiht, dass ein junges Mädchen seine Träume durchgeisterte und die ganze Sehnsucht seines Lebens geworden war. Er würde sie in sein Haus holen und später zur Frau nehmen.

René hoffte auf eine Verwechslung, doch der Bekannte und Freund sprach jetzt eindeutig von Bernadette. Sie befand sich seit Wochen in einem Pariser Hospital, doch nicht nur wegen allgemeiner Schwäche und Magersucht; sie litt, und der Arzt schloss jeden Zweifel aus, an der Syphilis.

Bereits in Marseille hatte sie begonnen, sich an Männer zu verkaufen, berichtete der Arzt, der Freund. Sie tat es mit dem einen Ziel: Geld für ihre Rückkehr zu haben und darüber hinaus ihrer Mutter Geld mitzubringen. Sie wusste von der Lüge, dass die Mutter erkrankt sei. Sie suchte sie schließlich am bekannten Ort, dem Gefängnis.

Dort erhielt auch sie die Auskunft vom Tod der Mutter. Mit diesem Moment war jeder Lebenswille in ihr erloschen.

René sah sich in eine kalte schwarze Nacht treten, als er das Café wieder verließ.

Er hatte den Namen des Hospitals notiert. Würde er den Mut haben, Bernadette dort aufzusuchen?

Am nächsten Abend saß er wieder an den Spieltischen und schlürfte Wein, Glas um Glas.

Sein Leben war elend. Und am elendsten war es, wenn er dies in ganzem Ausmaß begriff.

Kapitel fünf / SYBILLE:

Die Spur der Bücher

Sybille begegnete einem Mann, der sich humpelnd und mit einer Krücke fortbewegte. Er trug ein schwarzes Tuch um den Kopf. Wieder befand sie sich in Paris. Sie blickte in sein zernarbttes Gesicht, und sie wusste, es war jener Mann, der während der Prozession seine Wortattacken gegen den Geistlichen geschleudert hatte, Monsieur le Manchard.

Sie winkte ihn in eine schattige Ecke, nachdem sie ihn auf seinen mutigen Auftritt angesprochen hatte, begann sie ihn vorsichtig auszufragen. Der Mann beäugte sie zunächst misstrauisch, immerhin ging er seitdem humpelnd und mit Stock, dann wurde er doch Gesprächig. Bei manchen seiner rasch hervorgestoßenen Worte wirkte er etwas wirr, alles in allem doch machte er nicht den Eindruck, verrückt zu sein. Monsieur le Manchard, so wiederholte er, sei ein „Satansanbeter“, in einem kleinen Geheimzirkel zelebriere er dunklen Hexenzauber und schwarze Magie. Er bediene sich dabei zweier Bücher, eines

aus Südamerika und in spanischer Schrift, eines aus Afrika.

Sybille wusste, wovon er sprach. Diese Bücher - das letzte Mal hatte sie sie während ihres Prozesses auf dem Tisch vor Monsieur le Manchard liegen sehen. Er hatte also einen Zirkel gegründet und erprobte ihre magische Wirksamkeit. - Sie hatte das Abgründige in der Seele dieses Mannes gespürt. Doch dieser Verlauf hätte in ihrer Fantasie keinen Platz gehabt.

Wieder wusste sie: Es zog sie auf eine Spur, der sie sich nicht würde verweigern können.

Erneut sah sie sich René Lorant gegenüber sitzen, diesmal in einem Café. Wieder mussten Wochen vergangen sein. Es war früher Nachmittag und ihr Gegenüber sprach schon mit schwerer lallender Zunge.

Er selbst hatte sie zu sich an den Tisch gewinkt.

Er wusste, wo Bernadette sich aufhielt. Es war hier in der Stadt.

Plötzlich quoll ein Strom von Selbstanklagen aus ihm hervor. Er zählte seine Verfehlungen und Laster auf, als gelte es einen Katechismus von Sünden abzarbeiten. Er war Trinker und Spieler, ein schmarotzender Lebemann, wortbrüchig, feige, faul und gewissenlos; er trug das Unglück mit sich herum und wen er berührte, der war davon angesteckt.

Sein größtes Versagen war Bernadette. Er hätte sie bewachen und hüten müssen, wie man ein Kind bewacht. Sooft er in den Spiegel blickte, schüttelte

ihn die Scham. Wieder stürzte er ein Glas Wein in die Kehle.

Sybille rückte angewidert ein Stück zurück. So sehr sich der Mann in Selbstanklagen weidete, es gab einen Kern des echten tiefen Leidens und der Verzweiflung in ihm.

Endlich nannte er das Hospital, in dem sie Bernadette antreffen konnte. Doch über den Grund ihres dortigen Aufenthalts wollte er nichts preisgeben.

Sybille brach auf.

Plötzlich folgte ihr jemand. Ein Kellner. Er hatte den Auftrag, ihr Geld zuzustecken.

Noch immer fühlte sie sich angewidert. Fast hätte sie den Mann abgewiesen. Doch so töricht konnte sie, die völlig Mittellose, die nur vom Geld der Cousine lebte, nicht sein.

Rasch griff sie das Geld und winkte einer Kutsche, sie zum genannten Hospital zu fahren.

Tag für Tag verbrachte sie Stunden am Bett der Tochter.

Bernadette, nun fünfzehnjährig, hatte bei der ersten Begrüßung nur leise und sanft gelächelt.

Seit Wochen war sie in Erwartung der Mutter. René war an ihr Krankenbett gekommen und hatte ihr nach der ersten zufälligen Begegnung mit Sybille erzählt, dass ihre Mutter nicht in den Flammen des Gefängnisbrands umgekommen war, wie man glaubte. Warum kam die Mutter nicht schon viel eher? Doch wie hätte René sie herschicken können? Von

ihrem Aufenthaltsort in St. Denis wusste er nichts, und sie hätte ihm diesen Ort auch kaum verraten wollen.

Auch Bernadettes Umarmungen waren leise und sanft. Sie kannte den Befund der Ärzte. Sie wusste, dass diese kein Mittel hatten, ihre Krankheit zu heilen. Dass diese Krankheit nur fortschreiten konnte und dass sie fast immer in Verfall und manchmal auch Wahnsinn endete.

Nie würde sie selber Kinder haben und Mutter sein. Denn nie mehr würde ein Mann sie berühren können, ohne sich selbst großer Gefahr auszusetzen.

Mutter und Tochter lächelten sich schweigend zu. Ganze Stunden waren mit diesem Schweigen gefüllt.

Es war, als versuchten sie, ein altes Glück zu beleben, ein Glück zwischen Gefängnismauern, das doch auch damals weit entfernt davon war, ein tatsächliches Glück zu sein.

Bernadette wusste, dass sie ihr Leben verloren hatte. Sie nahm es hin wie ein zerstörerisches Wetter, in das sie geraten war. Sie schien ohne Anklage und Rebellion. Fast strömte etwas wie innerer Friede aus ihr, etwas, das der Mutter rätselhaft war und sie doch sonderbar selber anrührte.

Sobald Sybille das Hospital verlassen hatte, ergriff sie schwarze Verzweiflung.

Sie wollte den Kampf um die Tochter nicht aufgeben. Sie fühlte eigenes Versagen, sie fühlte Schuld.

Wieder waren Wochen vergangen.

Sybille sah sich im Hospital mit einer größeren Geldsumme eintreffen. Sie wusste, es war ein Unrecht damit verbunden, sie hatte das Geld aus einem Keller entwendet, in den sie ohne Erlaubnis eingebrochen war. Doch der Zweck war heilig: Dieses Geld sollte die Ärzte neu in die Pflicht nehmen, sie sollten damit die letzten ihrer vielleicht noch ungenutzten Waffen gegen die Krankheit zum Einsatz bringen. – Man nahm dieses Geld dankend an. Bernadette erhielt Daunendecken und man servierte ihr ihre Mahlzeiten auf Silberschüsseln. Doch Heilung? Der leitende Arzt zuckte ratlos und bedauernd die Schultern.

Sybille, in ihre schwarze Verzweiflung gehüllt, wusste: Es gab noch einen Weg: die beiden Bücher mit den magischen Zeilen und Zeichen. Sie enthielten Hunderte wirksamer Heilrezepte. Es war ausgeschlossen, dass sie nicht auch auf die Krankheit ihrer Tochter eine Antwort zu geben hatten.

Sie hatte die Adresse des Hauses von Monsieur le Manchard notiert.

Sie musste die Bücher in ihren Besitz bringen.

Kapitel fünf / CLAIRE:

Die Flucht in der Kutsche

Schon Jahre lebte sie nun in dem Haus mit dem spankupfernen Dach. Alle Gesten der Dienstmädchenrolle hatte sie abgelegt. Jeder respektierte sie als die Herrin des Hauses.

Ihre Cousine war zu ihr gezogen.

Sie hatte spannende Geschichten mitgebracht, auch einige äußerst traurige.

Die Geschichte ihrer Gefängnisjahre war eine solche voller Traurigkeit, mehr noch die ihrer Tochter, von der sie über zwei Jahre jede Spur verloren hatte und die nun krank im Hospital lag.

Doch es gab eine weitere Geschichte. Sie betraf zwei geheimnisvolle Bücher mit Ritualen, die eine magische Kraft haben sollten. Ein geistlicher Würdenträger, ein ehemaliger Hexenrichter, hatte sie an sich gebracht. Er selbst unterhielt jetzt offenbar einen Geheimzirkel und praktizierte Magie.

Claire faszinierte der Gedanke, in Besitz dieser Bücher zu kommen – und sei es, wie ihre Cousine es plante, auch mit Gewalt. Widerrechtlich waren sie auch vor Jahren entwendet worden. Schon die Vorstellung brachte Aufregung und Abwechslung in ihr sonst eher eintöniges Leben. Und wenn diese Bücher, wie Sybille glaubte, auch Hilfe boten, wo die Ärzte versagten? In jedem Fall war es die Probe

wert, es konnte das Leben eines jungen Mädchens retten. Claire hatte die Trauer und Verzweiflung auf dem Gesicht der Cousine gesehen.

Die hatte das Geldversteck im Keller entdeckt. Sie hatte mit dem entwendeten Geld die Ärzte bezahlt, die ihre Tochter umsorgten. Als Claire es bemerkte und Sybille stammelnd und weinend ihre Beichte beendet hatte, nahm die Cousine sie einfach freundschaftlich in den Arm und drückte sie sanft. Auch sie selbst bediente sich seit langem aus diesem Schatz, der nicht ihrer war und im Kellerdunkel ein für alle anderen ungesehenes Dasein fristete.

Die Aussicht, ein magisches Buch in Besitz zu haben, war versprechend und aufregend. Vieles sonst Unvorstellbares konnte man sich ausmalen mit einem Schlüssel zu magischer Macht.

Es war der Tag.

Sie hatten es klug vorbereitet. Sie hatten ein anonymes Schreiben am Haus von Monsieur le Manchard abgeben lassen: Es gäbe ein drittes Buch. Ein Buch, das viele der in den zwei anderen Büchern genannten Rituale erst verständlich interpretiere. Wie es ohne die beiden anderen und nur für sich selbst nicht von großem Wert sei, so würde sich doch der Wert der zwei anderen beträchtlich dadurch erhöhen.

Oft stand ein Mann vor dem Haus und hielt Wache. Er war auch der hauseigene Kutscher, und manchmal entfernte er sich, um einen Gast abzuho-

len oder ihn wieder nach Haus zu bringen. Einen solchen Moment galt es abzuwarten.

Der Kutscher fuhr ab. Claire und Sybille, beide in Männerkleidung und mit kleinem Lippenbart, hatten ihren Kutscher in einer Seitenstraße halten lassen. Die Verkleidung war wichtig. Lagen auch viele Jahre seit dem Hexenprozess gegen Sybille zurück, als Frau hätte der Geistliche sie möglicher Weise doch wiedererkannt, auch für diesen Mann war ein solcher Prozess nichts Alltägliches.

Nicht Monsieur le Manchard, ein anderer Mann in schwarzer Kutte öffnete auf ihr Klopfen, offensichtlich gleichfalls ein Geistlicher. Er hatte einen roten struppigen Bart und auch die Augenbrauen zeigten eine deutliche Rotfärbung. Monsieur le Manchard war also nicht allein. Jetzt trat er ebenfalls an die Tür. Tatsächlich, er hatte das von Sybille beschriebene Habichtsgesicht. Zudem kennzeichneten ihn zwei ausgeprägte Kinnwarzen.

Claire zog ein Schreiben hervor – es war ein im Wortlaut identisches mit jenem, das sie vor Wochen hatten überbringen lassen. Damit waren sie ausgewiesen. Monsieur le Manchard bat sie ins Zimmer.

Er unterzog sie einem intensiven Verhör. Sie hatten es so erwartet und gründlich ihre neuen Namen geübt, sie wussten, welche Berufe sie ausübten und an welchem Ort und wer ihre Eltern waren. Monsieur le Manchard blieb misstrauisch, immer wieder tauschte er Blicke mit dem Rotbärtigen, der keine Miene verzog. Woher sie von ihm und den Büchern

wussten und wie ihnen das dritte Buch in die Hände geraten sei? Auch auf diese Fragen waren sie vorbereitet. Sie gaben Antworten, mit denen sie mehr ein neues Geheimnis erschufen, als dass sie klare Auskünfte erteilten, so war es abgesprochen.

Ihre Blicke schweiften vorsichtig im Zimmer umher. Konnten sie irgendwo eines der Bücher erspähen? Doch dies wäre wohl eher ein überraschender Glücksfall gewesen.

Monsieur le Manchard war begierig, das dritte ergänzende Buch zu sehen, die Ungeduld glühte aus seinen Augen. Wo sie es hätten? In ihrer Kutsche, eine Straße entfernt von hier. Sie würden es bringen und zeigen – doch erst wenn sie sicher wüssten, dass er wirklich im Besitz dieser Bücher sei, der tatsächlichen Originale. Es gebe einige billige und fehlerhafte Kopien davon, darüber müssten sie sich vorab ein Bild machen.

Monsieur le Manchard nickte flüchtig zu dem Rotbärtigen hinüber, der daraufhin an einen großen Eichenschrank ging. Billige Kopien? Seine Ehre war getroffen. Claire und Sybille sahen sich nahe am Ziel.

Da geschah es: Auf Claires Lippe löste das Bärtchen sich ab. Es hing ihr plötzlich schräg über den Mund.

Der Rotbart griff einen Feuerhaken und trieb sie zur Tür. Monsieur le Manchard, mit vorgebeugtem Stiernacken, wollte den Kampf, er streckte die fleischigen Arme aus, um sie zu packen.

Alles war aus dem Ruder gelaufen. Zwei Männer standen ihnen gegenüber, in ihrem Plan hatte es den einen gegeben, der gebeugt über die Bücher saß und den ein einziger Schlag mit einem rasch gegriffenen Stuhl leicht hätte betäuben können. Claire und Sybille wandten sich zur Flucht.

Und was in keinem Fall hätte geschehen dürfen, geschah: Der Kutscher und Wachmann des Hauses kehrte eben zurück.

Die beiden Frauen stürmten der eigenen parkenden Kutsche zu und warfen sich auf die Sitze.

Claire wusste, dass sie all diese Bilder schon einmal gesehen hatte. Die hastige Flucht durch die Straßen und Gassen der Stadt. Das Ausweichmanöver in eine schmale Seitengasse, durch die der Mann mit dem grünen Barett sie verfolgte. Sie wusste diesmal voraus, dass sie sicher beim Landhaus eintreffen würde, dennoch fühlte sie erneut heftig ihren Puls schlagen.

Und was folgte, noch in derselben Nacht, sollte bald eine zusätzliche Unruhe in ihr Leben bringen

Und auch dieses wusste sie klar: Der Kampf um die Bücher war keineswegs beendet.

Der Gefangene

In der Dunkelheit des Abends schreckte sie ein Geräusch auf. Ein Mann war ins Haus eingedrungen, er hatte das Küchenfenster eingedrückt und stand in der Küche vor dem matt glühenden Herd. Ein Mann mit grünem Barett.

Seine Hand lag lässig auf einem Säbel. Claire war nicht bereit, sich davon beeindruckt zu lassen. Sie schnappte sich eine im Türrahmen lehrende Harke und schlug auf ihn ein, Sybille ergänzte die Schläge mit einem harten Strohbesen.

Der Mann, völlig überrumpelt, lag plötzlich benommen am Boden, ein nochmaliger Schlag machte ihn endgültig kampfunfähig, jetzt hatten sie ihn gefesselt. Es gab keine Möglichkeit, ihn wieder laufen zu lassen, darüber bestand Einigkeit zwischen den Frauen; der Mann kannte den Weg zum Haus.

Sie zogen ihn in den Keller und ließen ihn, an Händen und Füßen gefesselt, in einem der stockdunklen Kellerräume zurück.

Am nächsten Tag bauten sie ein Gatter um ihn. Sie hatten einen Gefangenen gemacht. Doch er würde sie nun weiter beschäftigen. Ihn einfach verdursten und verhungern lassen? Mit dieser Strafe hätten sie jedes Maß überschritten.

Claire entwarf einen Plan, sie war bereit, die Versorgung des Mannes zu übernehmen.

Sybille blieb seltsam gedankenvoll.

Der Mann, so sagte sie, löste eine Erinnerung in ihr aus. Sie war noch ein junges Mädchen und sie hatte ihn nie im Licht des Tages gesehen. War ein Barett ein Erkennungszeichen? Viele Männer trugen ein solches Barett, in unterschiedlichen Farben, auch grün. Viele hatten eine gleiche Statur.

Sollte es der Mann sein, der verantwortlich dafür war, dass das Leben der Großmutter auf dem Scheiterhaufen endete? der Mann, der schließlich auch ihr eigenes Leben zerstört hatte?

Man kannte ihn unter verschiedenen Namen.

Und der Name, den Claire ihm nach Tagen entlockte, war keiner von diesen.

Log er, weil er wusste, dass eine solche Lüge ihn schützen musste?

War es derselbe Mann?

Der Überfall

Claire sah sich in einer verräucherten Bauernkate, Sybille war an ihrer Seite.

Sie blickte auf schwielige Hände und wettergefurchte Gesichter der hier versammelten Bauern, es waren mehr als ein Dutzend, sie berichtete von einem niederträchtigen Raub, immer feuriger wurden ihre Worte, sie vermied es, Gegenstand und Namen zu nennen, doch die Landleute verstanden, dass ein großes Unrecht geschehen war, das nach Wieder-

gutmachung schrie. Mitten im letzten Satz kippte sie einen prallen Beutel mit Münzen aus und verteilte sie großzügig, längst hatte sie ein Feuer von Kampfbegeisterung entfacht, nun schlug es nochmals größere Flammen, als sie ankündigte, der Betrag werde sich nach erfülltem Auftrag verdoppeln.

Der Tag des Überfalls war gekommen.

Mit zwei Kutschen trafen sie im nächtlichen Paris ein, in der hinteren hockten unter einer Plane verummte Gestalten, bewaffnet mit Mistgabeln, Knüppeln, Äxten und Rechen. Ein neuer Wachposten befand sich vor der Tür, halb schlafend hockte er auf der Treppe, bevor er etwas begriff, hatte der Knüppel eines Bauern ihn niedergestreckt.

Zwei Bauern traten die Tür ein. Dann stürmten alle ins Haus. Von der Treppe zum ersten Stock kam ihnen eine korpulente Gestalt mit Kerze und in langem wallenden Nachtgewand entgegen. Es war Monsieur le Manchard. Eine zweite Gestalt folgte, gleichfalls im Nachtgewand, der Rotbärtige. Claire hatte zwei Bauern zum großen Eichenschrank des unteren Wohnraums beordert, jetzt schlugen sie mit den Äxten die Schranktür ein, Sybille griff nach dem Buch – dem einen, das sie sofort als das gesuchte erkannte, das andere allerdings war nirgends zu erblicken.

Monsieur le Manchard sah sich umringt von verummten Gestalten, es war eine Übermacht, die jede Gegenwehr sinnlos machte, dennoch kämpfte er

plötzlich wie ein wild gewordenes Tier. Er entriss dem einen der Bauern die Axt und ließ sie in wuchtigen Halbkreisen umherwirbeln, die Bauern wichen aus, er kämpfte sich Axt-schwingend bis an den Eichenschrank vor, doch der Raub des Buches war schon geschehen. Auch der Rotbärtige hatte zu kämpfen begonnen. Er hatte ein armlanges gusseisernes Kruzifix von der Wand gerissen und richtete es wie eine Lanze gegen die Eindringlinge. Und in diesem Moment trat auch der neue Wachmann ins Haus, noch benommen, doch kampfbereit seinen Säbel gezückt.

Monsieur le Manchard kämpfte sich Axt-schwingend zur Treppe zurück, drei nur mit Knüppeln bewaffnete Bauern brachte er sogar in schwere Bedrängnis, da stürmte ein weiterer Bauer mit seiner Mistgabel auf ihn zu und rammte sie dem Mann mit voller Wucht in den Wanst. Der verdrehte die Augen, dann sank er, die Gabel weiter im Leib, mit kläglichem Röcheln zu Boden.

Der Kampf ging seinem Ende zu. Wieder erwiesen sich die Knüppel als doch sehr nützliche Werkzeuge, sie sausten auf Schulter, Nacken und Kopf des Rotbärtigen nieder, dann wieder auch auf den Wachmann. Während die zwei schon am Boden lagen, stürmte ein Bauer mit einer kleinen Pistole hinzu und schoss, von der Dramatik des Augenblicks überwältigt, mit Knall und Pulverrauch ein Loch in die Decke.

Sybille kam die Treppe hinunter, das zweite Buch unter dem Arm. Sie hatte es beim Schlaflager von Monsieur le Manchard entdeckt, in einen Teppich eingerollt. Jetzt trat sie direkt vor den am Boden Liegenden, nur noch mühsam Röchelnden. Sie riss ihre Vermummung vom Gesicht und richtete ihre Augen starr auf seine. Ob er sie erkannte? In seinem Blick brannte Erschrecken und Abwehr, doch – er erkannte sie, er ließ seinen Kopf zur Seite gleiten, dann hörte sein Atmen auf.

Auch der Rotbart, an jeder Stelle des Kopfes mit Knüppeln traktiert, atmete nicht mehr. Im Rücken des Wachmanns stak eine Axt.

Sie eilten zurück zu den Kutschen und traten den Rückweg an. Die Bauern johlten und zählten die Münzen.

Claire behielt, was geschehen war, wie das Bild eines Schlachtfelds zurück. Die Schlacht war gewonnen. Doch sie hinterließ eine blutige Spur. Claire fühlte voraus, dass diese Spur nicht abzuschütteln war. In naher oder auch fernerer Zukunft würde sie ihren Weg bis zum Landhaus ziehen.

Kapitel sechs / SYBILLE:

Die verzweifelte Hoffnung

Viel Zeit war vergangen.

Sybille hatte sich mit den Ärzten des Hospitals besprochen, ob es einen Unterschied mache – ob Bernadette besser in ärztlicher Betreuung bleiben oder vielleicht auch bei ihr im Landhaus wohnen könne.

Doch ein neuer Umstand verkomplizierte die Dinge. Bernadette war schwach. Doch nicht schwach genug, um sich nicht von einer neuen Liebe entzünden zu lassen, in verzehrender mädchenhafter Leidenschaft. Diese Liebe galt einem jungen freundlichen Arzt. Er kam täglich an ihr Bett, um mit ihr zu plaudern, manchmal nahm er sich sogar die Zeit, ihr vorzulesen.

Einmal bemerkte Sybille, wie er ihr zärtlich das Haar aus dem Gesicht strich. Bernadette verfolgte diese Bewegung der Hände mit glühenden Augen. Die wenig später ans Bett tretende Mutter nahm sie nur flüchtig wahr.

Bernadette wehrte jeden Vorschlag der Mutter, das Hospital mit ihr zu verlassen, heftig ab. Sybille sah, dass sie gegen diese plötzlich entflammte Liebe keine Macht hatte. War dieses Sehnen letztlich auch aussichtslos, es war, was Bernadette Wärme und

noch einmal das Empfinden von Geborgenheit gab, wie es schien sogar neue Kraft.

Doch Heilung? Die konnte keiner der Ärzte versprechen. Konnte es eines der beiden magischen Bücher?

Sybille musste mit wachsender Enttäuschung feststellen, dass keines ein Heilungsrezept speziell für die unglückliche Erkrankung der Tochter nannte. Lag es vielleicht an dem schwer verständlichen spanischen Text und den vielen Verschlüsselungen? Seit Wochen saß sie mit ihrer Cousine über den Büchern und beide übersetzten sie, ein Wörterbuch in der Hand, Zeile für Zeile. Die Rituale versprachen geistige Macht, Reichtum und Schutz. Hatten die Urheber die heimtückische Krankheit vielleicht noch nicht gekannt? Genügte ein allgemeines Gesundheitsrezept? vielleicht eines für Frauenleiden?

Sie zogen drei Rituale in die engere Wahl und kamen überein, sie zu praktizieren. Doch die Zeilen sprachen auch Warnungen aus. Lockerte man die Energiehülle des Leidenden, so konnten statt der heilenden Kräfte auch dunkle zerstörerische Geister einziehen und Wahnsinn bringen. Vor allem musste der, der das Ritual ausführte, selbst einen reinen Geist und ein reines Herz haben. Hatten Blut und Gewalt seine Hände beschmutzt, so bedurfte es eine längere Zeit des Fastens und der inneren Reinigung. Demgegenüber gab es die Rituale, die frei von moralischen Vorbedingungen waren und die offen bekannten, dass die angerufenen Geister auch dämoni-

sche dunkle sein konnten. Meist betraf es Schutzzeremonien, die finsternen sollten die finsternen abwehren und die Lanze der Bedrohung zurückschleudern. Doch Sybille und Claire war es nicht geheuer.

Und ihre Hände – waren sie frei von Gewalt und Blut?

Sybille war wieder zum Hospital aufgebrochen. Sie musste erfahren, dass Bernadette seit Tagen spurlos verschwunden war.

Die Ärzte waren besorgt. Sie hatten eine zunehmende geistige Verwirrung registriert. Sie geriet mit allen in Streit, zuletzt auch mit dem jungen fürsorglichen Arzt.

Sybille sah sich durch die Straßen von Paris irren. Es war eine widersinnige Suche. Es gab keinen Anhaltspunkt, wo Bernadette eine neue Unterkunft gefunden haben konnte.

Sie durchlebte Tage der Verzweiflung. Doch die Tochter aufgeben – das würde sie nie. Und schon kreisten ihre Gedanken erneut um die magischen Bücher. Es gab Techniken des gedanklichen Ausspähens und Aufspürens, auf welche Entfernung auch immer. Jedes Mittel würde sie nutzen.

Kapitel sieben / CLAIRE:

Die neuen Landhausbewohner

Im Landhaus hatte sich manches verändert.

Es gab zwei neue Bewohner.

Eine neue Bewohnerin war eine Frau namens Judith.

Plötzlich an einem späten Abend hatte sie an die Tür geklopft: eine Frau in Nonnentracht, über drei Tage war sie hierher gewandert.

Sie beherrschte die Kunst des bewussten Träumens und manchmal auch die des Gedankenlesens. Einer ihrer Träume hatte ihr dieses Landhaus gezeigt. Sie wusste, dass es in diesem Haus zwei Bücher gab, die ihr Eigentum waren.

Sie war bereit, jede Art von Verwünschung auszustoßen, wenn man ihr die Bücher nicht aushändigte. Dann erkannte sie Sybille. Die umarmte sie schließlich wie eine alte Freundin. Seitdem wohnte Judith bei ihnen im Haus.

Dann gab es einen neuen Bediensteten. Er versorgte die Pferde und erledigte Arbeiten im Garten. Er bewohnte das Gartenhaus direkt neben den Ställen. Sybille hatte ihn bei seinem Eintreffen nur zornig wieder davonjagen wollen.

Es war eine Szene, die sich Claire fest eingebrannt hatte. Sybille hatte beim Erscheinen des Mannes zunächst eine Auskunft über den Verbleib ihrer Tochter

erhofft, doch er konnte diese Auskunft nicht geben. Er kniete, um Vergebung bittend, vor ihr nieder und umklammerte sogar ihre Füße. Dann brach er auf der Treppe der Eingangstür zusammen. Der übermäßige Genuss von Alkohol hatte seinen Geist und seinen Körper zerstört. Er war ein vermöglicher Mann gewesen, aus Adelskreisen, ein gut verdienender Jurist. Dann hatte ihn das Fieber des Wettspiels erfasst und nach und nach hatte er alles verloren.

Mit den früheren Freunden war er zerstritten, er hatte niemanden mehr – außer Sybille, die einmal seine Geliebte gewesen war. – In dem elenden Zustand, in dem er sich befand, konnte sie ihn nicht fortschicken. Schließlich pflegte sie ihn, immer weniger mit Unwillen. Nach Wochen war er wieder auf den Beinen und er scherzte sogar und erledigte zuverlässig die ihm zugewiesenen Arbeiten.

Und schließlich gab es noch jenen Bewohner im Haus, von dem nur Claire und Sybille wussten: ihren Gefangenen.

Claire ging regelmäßig zu dem für ihn eingerichteten Kellerverlies und brachte ihm Nahrung, schließlich auch warme Decken, neue Kleidung und Bücher. Immer häufiger verbrachte sie plaudernd längere Zeiten mit ihm, im dämmrigen Licht des Kellers hatte er die Erscheinung eines jungen adretten Burschen, und mehr und mehr fühlte sie, dass sie sich nach Küssen und einer Liebesumarmung zu sehnen begann.

Die beiden Frauen hatten ihm um den einen Fuß eine feste Eisenkette gelegt, immer wieder hörte sie sein Bitten, ja Betteln, sie möge das Eisenschloss öffnen und sie heimlich frei lassen. Doch konnte sie seinem Versprechen trauen, sie und dieses Landhaus nicht zu verraten? Die Spur zurück zum Pariser Stadthaus von Monsieur le Manchard war inzwischen auch die zum Ort eines dreifachen Mordes. Ein solches Risiko konnte sie bei klarem Verstand nicht eingehen.

Doch noch mehr stand seiner Freilassung im Weg, dass sie sich heftig in ihn verliebt hatte. Ihn einfach davonziehen lassen? um ihn nie wieder zu sehen? Und das wiederum war, was sie fürchten musste: dass er zurückkehrte und sie verriet.

Zugleich sah sie das Unhaltbare der Lage: Sollte er für immer ihr Gefangener sein? Sie vertröstete ihn, von Woche zu Woche. Und der klare Verstand war ihr geblieben – bei aller Leidenschaft, die sie fühlte.

Die Rückkehr des galligen Alten

Ein Mann in einer Kutsche fuhr vor.

Claire erkannte ihn mit Erschrecken.

Mit diesem Moment hatte sie nicht mehr gerechnet. Der Besitzer des Landhauses. Der gallige Greis.

Seine Stimme hatte denselben rauen polternden Ton wie immer, manchmal in eine schneidende

Schärfe wechselnd. Er schien einen halben Kopf geschrumpft, sein Gesicht war das einer ausgetrockneten Kartoffel, doch in diesem Moment war er ein Bündel von Energie.

Er forderte sämtliche Schlüssel. Dann verschwand er die Kellertreppe hinunter.

Er fand das Geldversteck geplündert. Die Augen quollen ihm fast aus dem Gesicht und schienen fiebrig entzündet, als er aus den Kellergängen wieder auftauchte.

Er rief seinen Kutscher, er sollte sich Claire mit Gewalt greifen, er wollte mit ihr zur nächsten Polizeistation. Alle anderen, ohne seine Erlaubnis hier einquartiert, sollten das Haus augenblicklich verlassen.

Die anderen Bewohner, alle herbeigelaufen, bildeten um Claire ein festes Spalier, der Kutscher hatte keine Chance einzugreifen.

Der Alte kehrte zur Kutsche zurück und ließ vernehmen, er werde mit einer Garde von Gendarmen zurückkommen.

Nachdem sich die Kutsche kaum dreißig Meter entfernt hatte, hörte man ihn husten. Eine Kolik schüttelte ihn. Der Anfall dauerte über Minuten. Es wurde still. Plötzlich verließ der Mann die Kutsche, leichenbleich, er taumelte noch einige Schritte, dann stürzte er um.

Er war tot.

Judith saß auf dem Balkon des ersten Stocks, sie stieß ein hartes Schnalzen hervor, dann hörte man sie leise lachen.

War etwas Außergewöhnliches geschehen?

Claire fragte nicht.

Doch um Judith spürte sie oft eine befremdliche Ausstrahlung, eine Aura, die sie als unheimlich, sogar als furchteinflößend empfand. Judith, so schien es ihr, hatte anders als sie und auch stärker als Sybille eine angeborene Gabe für das Magische. Oder hatte sie es nur als einzige intensiv und mit Ausdauer trainiert?

Es war gut, sich Judith nicht zur Feindin zu machen. Zu Recht war sie die Besitzerin der magischen Bücher. Sie hatte Jahre in einem Kloster verbracht und die Bücher aus dem Kopf zu kopieren versucht. Statt Gebete zu sprechen, hatte sie magische Sprüche geübt, weißen und schwarzen Zauber. Ihr Herz war vielleicht nicht dunkel, doch voll von dunklem, bitterem Zorn. In dieser Welt, in der das Unrecht regierte, wollte sie nicht mehr auf Seiten der Schwachen stehen. Wenn Magie eine Waffe sein konnte in diesem Kampf, dann war es töricht, sie nicht zu nutzen.

Kapitel acht / SYBILLE:

Die für immer Verlorene

Es war der Moment, den sie sich seit Monaten wie keinen anderen ersehnt hatte – es wurde eine Begegnung, von der sie sich wünschte, sie hätte sie nie erleben müssen.

Auf dem nächtlichen Marktplatz entdeckte sie eine Gestalt, am Boden kauern gegen einen Brunnen gelehnt. Ein bleiches ausgehöhltes Gesicht blickte sie aus einem braunen verschlissenen Umhang an. Es war, als schneide ihr eine Hand mit eisengestählten Fingern direkt in das Herz.

Bernadette.

Nach einem kurzen Blickwechsel senkte sie wieder die Augen. Das Mädchen summte leise vor sich hin.

Sybille kniete sich bei ihr nieder, umfasst ihre Schultern, stammelte ihren Namen.

Bernadette reagierte mit keiner eigenen Geste der Zuwendung.

Ein kalter Herbstwind blies über den Platz. Sybille zog ihren Mantel aus und legte ihn der Tochter über die Schulter.

Bernadette reagierte nicht. Keine Abwehr. Kein Nicken der Zustimmung. Kein einziges Zeichen, das ein Wiedererkennen signalisierte.

Sybille schüttelte sie, wie um sie aus einer Trance zu wecken.

Da fielen ihr die ungewöhnlich geweiteten Pupillen auf. Sie wusste von Huren in der Stadt, die den Saft einer Beere schluckten, der Bella Donna, um ihre Pupillen künstlich zu weiten und damit Freier zu locken. Wurde ihnen ihr Elend zunehmend unerträglich, schluckten sie immer mehr davon, es war ein Gift und es verwirrte allmählich ihren Verstand.

Sybille schüttelte sie heftiger. Doch Bernadette befand sich wie hinter einer undurchdringlichen Wand. Die Trance war keine Einbildung. Sybille konnte diese Wand nicht durchbrechen.

Eine Kutsche fuhr heran. Sybille winkte ihr anzuhalten. Sie griff Bernadette unter den Arm, um sie zur Kutsche zu ziehen. Der Mann sprang von der Kutsche herab und wollte behilflich sein. Doch Bernadette verweigerte jeden Schritt, mit einer Kraft, die man in dem schmalen Mädchenkörper nicht mehr vermutet hätte, leistete sie, schreiend, kratzend und beißend, Widerstand.

Der Kutscher kehrte fluchend auf seinen Sitz zurück. Er schlug die Peitsche, die Pferde trabten wieder los.

Eine zweite Kutsche näherte sich. Ein junger vornehm gekleideter Mann stieg heraus und hielt Bernadette zwei Geldscheine entgegen. Die lächelte, ein flüchtiges, irres Lächeln, dann ließ sie sich wie ein willenloses Kind in die Kutsche ziehen.

Sybille löste sich aus ihrer Erstarrung. Sie griff nach dem Umhang der Tochter, um sie wieder von der Kutsche zu ziehen. Da setzte sich diese bereits in

Bewegung, eine harte Männerhand griff die Hand Sybilles und löste sie aus dem Stoff. Die Pferde trabten weiter.

Die Kutsche verschwand in eine der nächtlichen Gassen, bis sie das Dunkel verschlang.

Sybille spürte das Zittern der Ohnmacht auf ihrem Gesicht. Sie hatte die Tochter für immer verloren.

Die Hinrichtung

Sie wusste nicht klar, was sie noch einmal an diesem Ort zurückgetrieben hatte.

Das Haus am Waldrand war unbewohnt geblieben. Über vermodernde Dielen durch Spinnweben hindurch kämpfte sie sich in die Küche. Die alten Krüge und Töpfe standen noch auf dem breiten steinernen Herd.

Sie bückte sich und hob etwas matt Blinkendes vom Boden auf: der Deckel einer Tabaksdose.

Eine ferne Erinnerung kreiste sie ein. Sie hatte an diesem Fenster gestanden. Dann verschwand die Gestalt mit dem grünen Barett zwischen den Büschen.

Die Leute sagten ihr anderntags, wenn es dieser Mann sei, dann habe sie den Hexenjäger gesehen. Schon länger hatte er das Haus der Großmutter unter seiner Beobachtung. Mehrere Bauern in der Umgebung hatte er befragt, was die Alte trieb, wenn sie auf die Höfe kam. Er hatte schon häufiger Hexen vor

den Richter gebracht. Man musste Acht haben und vorsichtig sein.

Sybille schlich an das Gatter im Keller.

Der Gefangene lag im Schlaf.

Sie griff durch das Gatter hindurch die neben ihm liegende Tabakdose. Sie war mit einem einfachen Holzpfropf verschlossen. Sie zog den Pfropf ab und stülpte den Deckel über die Dose. Er passte millimetergenau. In den Außenboden der Dose eingeritzt war ein Wappen. Es war dasselbe, das sich auf dem metallenen Deckel befand.

Sie schlich sich leise wieder davon. Sie würde unruhige Nächte mit schweren Träumen haben.

Judith hörte ihr schweigend zu.

Dann griff sie ein Blatt.

Sie sagte, sie werde eine Anklageschrift verfassen – genauso wie man sie den Hexen entgegenhielt und ihnen vorlas bei ihren Prozessen.

Punkt für Punkt notierte sie auf, was belegt war über den Mann. Und auch, was nur Gerüchten entstammte, notierte sie auf, wie man es gleichfalls tat mit den Hexen.

Sybille spürte die dunkle Aura um Judith vibrieren. Es war kalter Zorn, es war Racheverlangen.

Was hatte Judith im Sinn?

Eine seltsame Veränderung war mit ihr vorgegangen, vielleicht nicht erst, seitdem sie wieder im Besitz der Bücher war, doch mit diesen Büchern hing

es zusammen. In manchen Momenten ging etwas tödlich Kaltes, Furchterregendes von ihr aus.

Plante sie Tod?

Sie rührte ein Getränk zusammen, ohne ein Wort der Erklärung.

Dann gingen sie zu zweit in den Keller, Judith mit einem Leinensack.

Es war Mittag. Der Gefangene hockte wach in seinem Gatter. Sie brachten ihm seine Mittagsmahlzeit und sein Getränk.

Nachdem er den Becher gelehrt hatte, zog Judith den Zettel hervor.

Sie verlas die Anklageschrift, Punkt für Punkt, mit dem steinernen Gesicht einer Rachegöttin.

Der Mann erbleichte. Doch nicht nur wegen der gegen ihn vorgetragenen Anklagen.

Etwas begann in seinem Körper zu arbeiten. Es trieb ihm den Schweiß in die Augen. Er rang um Atem. Das ihn in den letzten Zeilen der Anklage angekündigte Gift begann seine Wirkung zu tun. Er hatte es schon getrunken.

Doch es sollte nur das Vorspiel seiner Hinrichtung sein. Es sollte ihn lähmen, ihn unfähig machen zur Gegenwehr.

Judith zog ein Beil aus dem Leinensack.

Viele Hexen hatten ihr Leben unter dem Beil verloren.

Der Mann war noch klar genug, um zu begreifen, dass sich der Moment seiner Hinrichtung näherte.

Der Körper versagte ihm schon den Dienst, die Lähmung hatte Arme und Beine ergriffen.

Judith zerrte seinen Kopf auf den Hocker der kleinen Zelle. Dann folgte ein Blick zu Sybille – es war das Angebot, das Beil selber zu greifen und die Enthauptung auszuführen.

Sybille reagierte erschreckt, schüttelte fast heftig den Kopf.

Das Beil sauste nieder, zweimal. Der Kopf des Mannes rollte mit dumpfem Schlag auf den Kellerboden.

Judith ließ das blutverschmierte Beil in den Leinensack zurück gleiten. In ihren Augen lag ruhiger kalter Triumph.

Sybille fröstelte. War es das gerechte Urteil? das unausweichliche?

Warum stellte sie diese Fragen – während Judith so scheinbar völlig unberührt blieb?

Sie vor allem war es, die so bitter durch diesen Hexenjäger gelitten hatte.

Nein, sie würde diesen Keller nie mehr betreten können.

Kapitel neun / CLAIRE:

Die verbrannten Bücher

Sie war in die Stadt aufgebrochen.

Sie hatte sich endlich erweichen lassen, ein Schreiben des Gefangenen bei einem Haus abzugeben, das er ihr genau benannt hatte und von dem er erklärte, dass darin seine Mutter und seine Schwester lebten. Sie sollten wenigstens ein Lebenszeichen erhalten. Wie hätte sie ihm das auf Dauer verwehren können? – Sie stellte ihm Nahrung für drei Tage in das Gatter und machte sich auf den Weg.

Am Abend ihrer Rückkehr sah sie Judith und Sybille in Vorbereitung einer Seance, wie sie sie in den letzten Wochen häufiger abgehalten hatten. Judith drängte darauf, ein Traum hatte ihr eine große nahe Gefahr angekündigt, und wie immer würden sie das Quijabrett zum Einsatz bringen – dieses Brett mit dem großen Buchstabenkreis, in dem das Trinkglas plötzlich zu wandern begann, bewegt wie mit Geisterhand, während die Teilnehmer am Tisch es doch nur leicht mit den Fingerspitzen berührten.

Wie jedes Mal hatten sie die Fenster mit Tüchern verhängt, es waren wie immer die Tücher mit den Schutzsymbolen und anderen magischen Zeichen.

Plötzlich erfolgte ein Schlag gegen das Fensterglas. Die Mündung eines Gewehrs schob sich ins Zimmer.

Der Mann mit dem Namen René, der Stallknecht und Gärtner, sprang auf. Was keiner von ihnen gewusst hatte: Auch er trug eine kleine Waffe bei sich – eine schwarze Pistole. Er zögerte nicht und feuerte in Richtung der Gewehrmündung. Das Gewehr erwiderte das Feuer, dann verschwand es vom Fenster. René bewegte sich mit großen Sprüngen an die Stelle der eingeschlagenen Scheibe und feuerte hinaus in die Nacht.

Stille. Die Angreifer, es waren offenbar zwei, schienen in die Flucht geschlagen.

Doch die begonnene Seance konnte keine Fortsetzung finden. Alle waren aufgeschreckt und in Unruhe. Judith hatte der Traum nicht getäuscht. Dieses Haus befand sich in Gefahr.

Noch lange saß man lauschend zusammen.

Dann zogen sich die Frauen zurück.

René und der Kutscher versprachen, weiter Wache zu halten.

Mitten in der Nacht schreckte Claire auf. Es drängte sie, in den Keller zu gehen und nach dem Gefangenen zu schauen.

Sie öffnete das Gatter. Der Mann war vollständig mit einem Teppich überdeckt. Sie zog den Teppich beiseite und es rollte ihr ein Kopf vor die Füße.

Blut überall. Ein blutbedeckter Rumpf ohne Kopf.

Sie meinte, dass sie dies alles träumen müsse.

Erst allmählich verwandelte sich ihr Staunen in Erschrecken. Jetzt entfuhr ihr ein Schrei.

Sybille war ihr gefolgt.

Sie versuchte Claire tröstend in die Arme zu schließen. Doch diese schüttelte sie von sich, immer noch schreiend.

Dann kauerten sie Seite an Seite, Claire bitter schluchzend.

Sybille erzählte ihr, was geschehen war.

Claire lauschte ungläubig. Der Mann, den sie so heftig zu lieben begonnen hatte, ein Hexenjäger?

Es lag Jahre zurück, er war jung. Wer durfte ihn dafür zur Rechenschaft ziehen, jetzt, in einem eigenen so grausamen Akt der Hinrichtung?

Auch Claire hatte es schon lange gefühlt: Etwas in Judiths Seele war dunkel und böse geworden. Sie mordete ungerührt, mit kaltem Lächeln.

Dies entsprang einem anderen dunklen Hexensein. Es war nicht das der alten weisen Frauen, die Magie einsetzten, um zu helfen und zu heilen, so wie Sybille es häufig schilderte, wenn sie von ihrer Großmutter sprach.

Judith, die Hexe, war abgerutscht in den Tunnel der schwarzen Versuchungen. Sie war dabei, ihr menschliches Herz zu verlieren.

In der Stunde der Morgendämmerung entzündete Claire im Kamin ein Feuer.

Die Bücher lagen hinter dem Vorhang in ihrer heiligen Nische.

Erst als das eine halb brannte, warf sie auch das andere hinein.

Die Flammen fraßen sich zögerlich in die Seiten. Es war, als hielte eine eigene Beklemmung sie fest.

Claire bemerkte erst jetzt, dass sie zitterte. Etwas in ihr wollte die Flammen ersticken, etwas anderes fachte sie an.

Sie hockte sich nieder. Sie bewegte den Schürhaken durch die glühende Asche. Das Werk der Zerstörung war vollbracht.

Am frühen Mittag war das Haus von Gendarmen umstellt.

Gegen ihre erhobenen Gewehre war eine kleine Pistole machtlos. Die Männer stürmten das Haus.

Ein schwarz gekleideter Geistlicher bewegte sich unter ihnen. Er trug einen roten Bart.

Der Blickwechsel zwischen Sybille und ihm sagte es: dass sie sich kannten.

Die Knüppel der Bauern hatten ihn nur ohnmächtig geschlagen, ihn nicht getötet.

Claire wusste, was ihrer Verhaftung folgen würde: Der Prozess. Dann die Hinrichtung.

Zwei Morde, der eine an einem hohen geistlichen Würdenträger.

Und im Keller des Hauses lag ein enthaupteter Mann.

Sie blickte, mit gefesselten Armen nun in der Kutsche sitzend, auf das Landhaus zurück, dessen stolze Besitzerin sie über Jahre gewesen war.

Das Dickicht des Waldes zog sich wie ein Vorhang über das spankupferne Dach. Sie würde es niemals wiedersehen.

4. Teil

Aufbruch nach St. Denis

Das Erwachen am Morgen

Erste Sonnenstrahlen glitten wie sanfte Finger durch die Kellerfenster des Abrissshotels und über die Köpfe und Schultern der Liegenden.

Man blinzelte sich in das Erwachen hinein.

Marcel und Claire richteten sich als erste auf.

Stumm tauschten sie Blicke miteinander.

Auch Roland und Sybille tasteten sich ins volle Erwachen zurück, schließlich auch Jacqueline. Und es war allen bewusst, dass der Gegensatz zu Wachen diesmal etwas anderes gewesen war als Schlaf und Traum. Nein, auch nicht Traum. Viel zu wirklich, viel zu lebendig war es dafür, viel zu klar in seinen Details und seinen Konturen.

Etwas über alle Erwartungen hinaus war geschehen.

Alle fünf waren sie Teilnehmer eines gleichen Schauspiels gewesen. Sie wussten es. Die Fortführung ihres Experiments hatte es bestätigt.

War es nun der Zeitpunkt, sich über die Einzelheiten auszutauschen?

Noch immer hielt eine sonderbare Beklemmung sie fest. Wann würde diese Beklemmung abfallen und wann würden die Worte frei zu fließen beginnen?

Es war noch nicht der Moment dafür.

Der stürmische Wind der letzten Nacht war fast zur Ruhe gekommen. Manchmal schüttelte noch eine letzte Böe die Sträucher. Doch der Himmel erstrahlte in klarem Blau.

Sie gingen zur Küste zurück. Die Brandungswellen schäumten im Licht der aufsteigenden Morgensonne. Es war, als schütte das Meer mit jeder aufschlagenden Gischtwelle mit voller Hand funkelnde Perlen über die Felsen.

Ein wunderbarer Friede lag über der Bucht.

Alle fünf setzten sich. Die Blicke trieben fern am glitzernden Horizont. Immer noch sprachen sie kaum. Zu sehr war jeder angefüllt mit seiner, der eigenen Geschichte, die doch, so war jedem bewusst, auch Teil der Geschichte der anderen war.

Alle Erwartungen waren übertroffen.

Die Schleusen hätten jetzt endlich brechen und jeder hätte seine Geschichte erzählen können.

Jeder, der damit begann, doch brach nach wenigen Sätzen wieder ab.

Warum erzählen, was auch die anderen erlebt hatten? – Und das ganz eigene, das nur selbst Erlebte, musste man es, wollte man es preisgeben? – Da gab es einen Zaun, der das Geheimnis umschlossen hielt. Lag etwas dahinter wie eine Last? eine Schuld? möglicherweise auch Scham? ein Spüren von Verfehlungen und Versagen?

Es waren Empfindungen dieser Art. Doch sie waren zugleich etwas ganz anderes.

Claire und Marcel hatten nach den ersten zwei leidenschaftlichen Tagen nur noch flüchtig Zärtlichkeiten miteinander ausgetauscht. Es war, als prüfte jeder den anderen noch einmal neu. So spürte jeder in seiner Beziehung zu jedem anderen eine neue Facette. Für Claire und Marcel hatte die Zeitreise die Erfahrung gebracht, schon einmal eine heftige Verliebtheit gefühlt zu haben. Dies unter beklemmenden Umständen. Und den Versuch einer Liebe gab es auch zwischen Sybille und Roland – eine Liebe, auf der der traurige Schatten des Scheiterns lag.

Jeder, so schien es, war mit jedem anderen jetzt in einer noch anderen Dimension vertraut. Die Verbindungslinien berührten sich in Punkten gemeinsamen Glücks, in Punkten der Konfrontation, ja sogar der bitteren harten Zerwürfnisse. Zugleich erschien es eigentlich nur wie eine Ergänzung der unterschiedlichen Gefühle, die bereits vorher anwesend waren, unbestimmt oder auch klarer bewusst. Sie waren nun

in Bilder gegossen, anschaubar, Bilder, die Ereignisse aufzeigten, die doch wieder aus Gedanken und Empfindungen hervorgingen.

Man konnte darauf blicken wie auf ein gewesenes Schauspiel. Es gab die Leidenden, es gab Opfer und Täter darin. Jetzt war der Vorhang über dem Schauspiel gefallen. Man konnte sich jenseits der „Bühne“ begegnen – auf einer neuen Bühne, vielleicht, in ein neues Schauspiel verwickelt. Doch die Bühne des alten Schauspiels war verlassen.

Nun sprachen sie doch. Immer nur brockenweise. Jedes Lächeln glitt ein in ein anderes. Jeder halbe Satz verbarg eine ganze Geschichte. Auch wo es Zerwürfnisse gab und Feindseligkeit – es war das Schauspiel auf einer verlassenen Bühne. In jedem Lächeln verbarg sich das Erkennen, dass jedes tiefe Verstehen auch ein Annehmen und Verzeihen war.

Die durchlebten Schrecknisse einer anderen Zeit - sie waren in ihren dunklen Farben gelöscht.

Man konnte sich wieder umarmen.

Ein lebender Monsieur le Manchard

Für Jacqueline, Marcel und Roland war es der Tag des Aufbruchs.

Am frühen Nachmittag würde der Vater Marcells eintreffen und alle drei in seinen Kombi laden. Sie würden zurück nach Le Mans fahren, wo sie zu Haus waren.

Es war Zeit, das Zelt abzurüsten.

Claire und Sybille besprachen sich.

Sie wollten nach Reims. Sicher hätten sie noch einen Tag länger hier an der Küste verbringen können. Doch Le Mans lag in genau ihrer Richtung.

Wenn es ausreichend Platz im Kombi gab und der Vater Marcells keine Einwände hatte, konnten sie dazu steigen. Es ersparte ihnen, sich wie auf dem Hinweg wieder ein fremdes Auto heranzuwinken.

Marcel war sicher, der Vater würde zustimmen, stellvertretend gab er bereits sein Einverständnis. Der Kombi hatte für acht Personen Platz und sogar eine Gepäckbrücke, auf der sich die Zelte aufladen ließen.

Man begann, das große Zelt abzubauen, Claire und Sybille schnürten ihres wieder zu einem geordneten Paket zusammen.

Dann mussten alle Fahrräder an den Fahrradverleih zurück.

Der Mann prüfte brummend sämtliche Bremsen und Pedale, er prüfte die Reifen und Speichen und den geraden Achslauf der Räder. Schließlich konnten sie das als Pfand hinterlegte Geld zurückerhalten.

Es blieb noch Zeit für ein Picknick.

Die Stimmung war plötzlich fast ausgelassen. Auch die Frisbeescheibe kam wieder zum Einsatz, man jagte sich über Sand, über Felsen, über hartes Küstengras.

Der Kombi traf ein.

Sybille schrak unwillkürlich zusammen, als der Vater das Auto verließ.

Es war ein Mann mit kurzem fleischigem Nacken und einer scharf gebogenen Hakennase. Als er näher trat, entdeckte sie eine Warze am Kinn.

Der Mann begrüßte sie freundlich, jeden einzeln mit Handschlag. Zwei junge Damen mit in den Kombi zu laden, war ihm ein Vergnügen, er dachte keine Sekunde darüber nach.

Er war, wie Claire und Sybille während der Fahrt erfuhren, Lokalpolitiker und Kommunist. Mit der katholischen Kirche hatte er „nichts am Hut“, so seine Worte.

Sybille stieß Claire mehrmals in die Seite. Es war wie ein kosmischer Scherz, dass in diesem Moment ihrer Abreise etwas wie ein Doppelgänger jenes finsternen und fanatischen Kirchenmannes mit dem Namen Monsieur le Manchard auftauchen musste.

Doch zwischen so vielen Unglaublichkeiten, die sie erlebt hatten, war auch mit einem solchen Scherz noch gut auszukommen.

Claire lächelte zurück und nickte.

Die größte Überraschung doch sollte auf die Gruppe der fünf am späten Abend noch warten.

Nach etwa einer Stunde Fahrt im Kombi, war Sybille, den Kopf gegen die Scheibe gelehnt, wieder eingeschlafen.

Sie träumte.

Erneut befand sie sich in Paris. Und wieder sah sie, wie die dicht befahrenen Verkehrsstraßen große Plakate säumten – Plakate, die die große Jubiläumsfeier des französischen Herrscherhauses ankündigten.

Es war der schon einmal geträumte Traum.

Sie suchte ein Café auf.

Dort bemerkte sie dicht am Nebentisch einen stiernackigen Mann mit markantem Kopf: Monsieur le Manchard.

Er blätterte in einem Buch, es handelte sich um einen reich illustrierten Geschichtsband.

Sie blickte ihm über die Schulter.

Jetzt tauchte eine besondere Seite auf: die Erstürmung der Bastille.

Er betrachtete sie kurz und riss sie einfach heraus, begleitet von einem leise dröhnenden nachhallenden Lachen.

Er hielt das Blatt in die Luft und es löste sich einfach auf; oder es flog davon, jedenfalls war es fort.
Sybille erwachte wieder.

Roland hatte mir dem Mann am Steuer, so merkte sie, ein seltsames Gespräch begonnen. Beide hatten sie ein gleiches Buch gelesen. Während Marcells Vater darüber mehr spottete, schien Roland den Thesen des Buches zugeneigt, wenn er es auch nicht vehement verteidigte. Ein Physiker hatte es geschrieben. Es ging um eine halb philosophische halb physikalische Betrachtung der Zeit und dass es in dieser etwas wie „Schaltstellen“ gäbe und schließlich auch Quantensprünge. Der Physiker entwickelte seine Thesen parallel zu den Feststellungen einiger Meteorelogen, dass manchmal der Flügelschlag eines Schmetterlings genüge, um fern einen Tropensturm auszulösen. Dieser Flügelschlag gab jenes winzige Quäntchen überschüssiger Energie, das über die Entstehung einer Sturmböe entschied, die schließlich, in Andockung an andere atmosphärische Energiefelder, lawinenartig zum Orkan heranreifte.

So verhielt es sich auch mit der Zeit. Vielleicht nur die Energie eines Daumendrucks ließ das Pendel in die eine oder die andere Richtung schlagen. Und doch wieder nicht beliebig. Es gab jene „Schaltstellen“ und Knotenpunkte, in denen die Energien sich bündelten. Wer ein Wissen von solchen Schaltstellen hatte, konnte mit geringem Einsatz mächtige Wirkungen auslösen. Und vielleicht war dies viel häufi-

ger in der Geschichte geschehen, als wir uns dies vorstellen konnten. Zeit war, so hatte es schließlich auch Einstein schon formuliert, strukturiert.

Das Buch wagte noch eine zweite These: Dass die Zeit sich an bestimmten Knotenpunkten aufspalte und sich dann in zwei verschiedenen Richtungen entwickle und somit zwei unterschiedliche Realitäten erschaffe. Das ergab sich für den Physiker aus der Theorie zur Unschärferelation der Quantenteilchen. Er stimmte dem Gedanken einiger seiner Kollegen nicht zu, dass dies sogar in jedem Moment geschehe. Doch es geschah an gewissen energetischen Schaltstellen.

Der dickliche Herr am Steuer lachte. Er fand den Gedanken einer sich aufspaltenden Wirklichkeit absurd. Und doch: Er hatte das Buch gelesen. Hatte es ihn dennoch fasziniert?

Der Mann hatte sich ein klares Weltbild gezimmert, in dem er einen sicheren Überblick genoss über das, was „Realität“ war. Realität war vor allem eins: anschaulich und berechenbar. Daran ließ er nicht gerne rütteln. – Und doch las er Bücher, die ihm mit ihren ungewöhnlichen Thesen und Spekulationen einen ganz eigenen Zeitvertreib versprachen. „Flotte Spinnereien“, so nannte er es, und es gab diesen Teil in ihm, der es liebte.

Das Gespräch brach ab, und all vier anderen diskutierten plötzlich einen neuen Entschluss:

Sie wollten sich nicht in Le Mans trennen sondern gemeinsam nach St. Denis fahren.

Es war ein die Gruppe wie gemeinsam elektrisierender Gedanke, und auch Sybille war plötzlich davon erfasst.

Marcel's Vater musste lediglich seine Zustimmung geben, dass Marcel nach Erreichen von Le Mans und der elterlichen Wohnung den Kombi selbst weiter fahren durfte. Der willigte wieder ohne langes Überlegen ein. Zunehmend verschlossen saß er während der Fahrtstunden am Steuer, Sybille fühlte es fast, als hätte sich etwas wie Beklemmung zwischen ihnen und dem Mann aufgebaut, eine unangenehme Vibration.

Jedenfalls empfanden alle den Moment der Verabschiedung als Erleichterung, auch dem Mann war es anzumerken.

Das Landhaus in St. Denis

Wohin sollten sie nun?

Keiner wagte es klar zu formulieren.

Wie sie doch alle diesen gemeinsamen Sog fühlten.

Jacqueline meinte plötzlich, sie hätte etwas wie ein inneres Bild gesehen – oder so etwas wie eine Eingebung gehabt.

Selber am Steuer sitzend würde sie „den Signalen ihrer Arme und Beine folgen“. Wenn man sie einfach ließe.

Es klang abenteuerlich – wie doch zugleich versprechend.

Jacqueline, nun am Steuer, nahm Kurs, über längere Landstraßen, über verwinkelten Seitenstraßen, einmal wendete sie abrupt, die Richtung war falsch, sie war überzeugt, die Sache mehr und mehr in den Griff zu bekommen.

Auch Claire und Sybille fühlten jetzt zunehmend ein Kribbeln in Fingern und Füßen.

Längst war die nächtliche Dunkelheit hereingebrochen und Bäume und Häuserfassaden waren nur noch wie Schemen zu erkennen. Judith bog in eine Straße ein, die sich parallel zu einem kleinen Vortwald dahin zog. Nun tauchte die Fassade eines größeren Gebäudes auf.

Die Scheinwerfer des Kombis leuchteten es ab: ein altes Landhaus. Das Gemäuer war rissig, überall bröckelte Putz. Auf der rechten Seite befanden sich Baugerüste.

Links die Reste eines spankupfernen Daches, die rechte Seite war mit bläulichen Ziegeln bedeckt.

Sie stiegen aus. Das Gebäude hatte zwei Seitenflügel. Ein Schild zeigte an, dass es unter Denkmalschutz stand.

Nirgends ein erleuchtetes Fenster. Das Haus war unbewohnt.

Sie ließen die Scheinwerfer weiter brennen. Sie suchten nach einer Tür, die zu öffnen war.

Als sie es schon aufgeben wollten, hatte Claire ein Fenster gefunden, das sich aufstoßen ließ.

Sie kletterten einer nach dem andern hinein.

Der alte Versammlungsraum mit der vorgebauten Veranda. Der bekannte Kamin.

Sie stiegen die Kellertreppe hinab.

Die Gänge lagen in völligem Schwarz. Es war wie ein Schlund, dessen Ende in ein ungewisses Nichts ragte – vielleicht hinaus aus der Zeit.

Claire weigerte sich, weiter zu gehen.

Auch die anderen vier kehrten um.

Es war „ihr“ Landhaus. Keiner hätte es anzweifeln können.

Sie kehrten zum Auto zurück.

Jacqueline knipste die Scheinwerfer aus und zeigte nach oben.

Sie hatte einen funkelnden Sternenhimmel entdeckt.

Aus den Mündern der andern tönte fast gemeinsam ein „Oh!“ Alle starrten stumm und gebannt in die Höhe.

Sybille und Claire meinten, unter einem solchen Nachthimmel müsse man wandern, einfach ein Stück über Wiesen und Äcker.

Sie griffen sich bei der Hand. Sie gingen los.

Auch Roland, Jacqueline und Marcel griffen sich bei den Händen.

Schließlich suchte Claires Hand die von Marcel.

Jetzt waren sie eine Fünferkette.

Sie gingen, den Kopf nach hinten gelehnt, geradeaus, einfach in die Wiesen und Sterne hinein.

Diese Sterne, die ihre zuverlässige unverrückbare Ordnung hatten.

Sie spürten dieses Energieströmen von Hand zu Hand.

Es war pochendes Leben.

Es war Vertrautheit und Nähe.

Es war Energie, die in jedem Moment ihren neuen Anfang hatte.